Eudoxia,

die Kaiserin.

Ein Zeitgemälde
aus dem fünften Jahrhundert

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erster Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1866.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Vorwort.

Als ich das Material für die beiden letzten Bände der „Bilder aus der Geschichte der Kirche" sammelte und einige Schriften der großen heiligen Männer Chrysostomus, Hieronymus, Augustinus und einschlagende historische Werke las, fiel mir der ungeheure Gegensatz, der sich zu ihrer Zeit nicht etwa zwischen Christenthum und Heidenthum, sondern innerhalb der christlichen Kirche selbst, herausstellt — so lebhaft auf, daß ich mir vornahm, diese Erscheinung zu einem Zeitgemälde in dem Rahmen einer Erzählung zu gruppiren. Die Hauptperson ergab sich von selbst in der glänzenden, reichbegabten und doch so unheilvoll wirkenden Eudoxia. Und nicht nur wegen der Gegensätze in ihrer eigenen Persönlichkeit, sondern weil Eudoxia die Richtung fortführte, die Kaiser Constantin und Theodosius leise eingeschlagen hatten, nämlich: die innern Ange-

legenheiten der Kirche zu beeinflussen, Conzile zu berufen, Bischofstühle zu besetzen, geistliche und kirchliche Fragen vor das weltliche Forum zu bringen. Was jene beiden großen Kaiser mit äußerster Vorsicht, ja nur von den Umständen dazu gedrängt thaten, die Schirmherrschaft über die Kirche, die dem christlichen Kaiser gegen die Verfolgungen des Polytheismus und des Arianismus zustand, an eine Herrschaft in ihr streifen zu lassen: das führte eine junge, stolze, leidenschaftliche Frau weiter aus, das nahm Eudoxia als ihr Recht in Anspruch.

Sie war, auf christlichem Boden, der erste Vertreter des Cäsaropapismus.

Aus welchen Gründen und mit welchem Erfolg — das zeigen die nachstehenden Blätter.

Nichts in ihnen ist, den Hauptzügen nach, erfunden; weder Personen, noch Charactere, noch Ereignisse. Nur gruppirt sind sie. Ein Paar unglückliche Mitglieder des Clerus, welche die Geschichte nicht nennt, haben Namen bekommen. Gunild ist freilich nicht historisch. Aber es hat zu jeder Zeit zwischen dem Irr- und Unglauben und trotz der schädlichen Einflüsse einer corrumpirten Gesellschaft, gerade Herzen gegeben; also auch damals. Gunild ist ein gerades Herz, folglich nicht durchaus ein Phantasiegebilde.

Jetzt nur noch eine Bemerkung, die sich hundertmal mir aufdrängte, während ich die „Eudoxia" schrieb.

Welch eine providentielle Fügung war es, daß die römischen Kaiser nicht Rom zu ihrer Residenz machten, als sie sich zum Christenthum bekehrten. Sie bauten Constantinopel, sie blieben in Mailand, im fernen Trier, sie zogen nach dem sumpfumgebenen Ravenna — nicht nach Rom! Rom, der Mittelpunkt der geistlichen Welt, sollte unberührt bleiben von jenen Einflüssen, die von einem eitlen Thron untrennbar sind und denen sich das menschliche Element in der Kirche dort wohl nicht mehr als zu Constantinopel hätte entziehen können. Und eben weil sie ein menschliches Element hat, die heilige Kirche, und weil Menschen die Träger ihrer Heiligkeit sind, bedarf sie für diese Nachfolger der Apostel einer Freistatt, die nicht unter der Botmäßigkeit von Kaiser und Königen steht. Constantinopel verfiel derselben von Anbeginn. Die Folge war — trotz einzelner heiliger Patriarchen — eine irdisch eitle Richtung. Aus dieser entwickelte sich Sektenwesen und Schisma, die Trennung der griechischen Kirche von Rom, die tödtlichste, geistige und sittliche Erschlaffung und endlich der furchtbare Zusammensturz eines christlichen Kaiserreiches — vor dem türkischen Halbmond.

Seitdem die christliche Kirche besteht, war Rom ihre Freistatt. Diejenigen, welche versuchten es ihren Sceptern botmäßig zu machen, gingen Einer nach dem Andern zu Grunde, und Rom ging, wie die Sonne, immer wieder auf. Es gibt Sonnenfinsternisse — ja! ihre Folge ist — tiefer Schatten auf Erden.

Mainz, 29. November 1866.

Ida Hahn-Hahn.

Inhaltsverzeichniß.

Im Vorzimmer.

Es war im Jahr des Heils 399.

Tiefe Stille herrschte im Hebdomon-Pallast zu Constantinopel. Wer zu sprechen hatte, sprach mit gedämpfter Stimme; wer zu gehen hatte, ging mit behutsamem Schritt; wer irgend ein Geschäft, eine Arbeit zu besorgen hatte, verrichtete sie so leise wie möglich. Eine gewisse Spannung, die Erwartung irgend eines Ereignisses, schien drückend auf allen Bewohnern des Kaiserpallastes zu liegen.

In einem Saal, dem ersten von einer ganzen Reihe von Gemächern, saßen drei Männer in einem Winkel auf bequemen Polstern beisammen. Die Stille und die Langeweile hatten an ihnen ihr Werk gethan: der Eine schlief, der Andere war dem Einschlafen nahe, der Dritte gähnte. Da wurde ein leiser Schritt, aus den innern Gemächern kommend, hörbar. Dann wurde der schwere seidene

Vorhang, der die Thüröffnung schloß, nicht auseinander geschoben, sondern nur etwas aufgehoben und ein vierter Mann schlüpfte in den Saal.

„Amantius!" rief der Gähnende mit unverkennbarer Freude so laut, daß die beiden Schlafenden entsetzt auffuhren und verstörten Blicks um sich schauten und daß Amantius mit der Hand ein Zeichen des Stillschweigens machte.

„Nun, wie steht's? hast Du sie gesehen?" fragte der Andere flüsternd.

„Ich — sie gesehen!" entgegnete Amantius lächelnd; „ich glaube, Du träumst, Hylas! Sie will Niemand sehen als zwei oder drei ihrer vertrautesten Frauen, welche allein den Dienst zu besorgen haben."

„Und wie lange wird dieses währen, Amantius? Schweigend wird den unterirdischen Göttern geopfert. Mir scheint, unser Opfer währe ungebührlich lange."

„Hier gibt es keine unterirdischen Götter mehr, Hylas," entgegnete Amantius ernst.

„Nein, ganz Recht! nur irdische Gottheiten; — aber mit denen kommt der Mensch zu kurz. Wenn Du nicht hier wärest, Amantius, sollte auch meines Bleibens hier nicht sein und ich würde dem Arsenius folgen.

„So bin ich hier zu Deinem Glück!" sagte

Amantius lächelnd. „Drei stille Tage sind Dir schon unerträglich — und Du wolltest Dich zu den ewig schweigenden Einsiedlern begeben? Nein, mein Hylas, der Beruf ist nicht für Dich."

„Auf solche Einfälle kommt man, wenn man sich langweilt!"

„Ja, Du vielleicht! Arsenius ist auf einem andern Wege zu seinem Entschluß gekommen."

„Und wie denn? kanntest Du ihn? ich bitte Dich, erzähle! erzähle mir etwas Großes von Menschen und Dingen; etwas, wonach man sich strecken könne. Ich fühle förmlich, wie ich verschrumpfe. Also fang an: Arsenius war der Erzieher des erlauchten Cäsar-Augustus Arcadius...." —

Bevor Amantius seine Erzählung aufnehmen konnte, wurde das Geflüster des Hylas durch Bewegung und Geräusch in den äußeren Vorsälen unterbrochen. Die vier Kämmerlinge erhoben sich und eilten der äußern Thür zu, um Ruhe zu gebieten. Aber die Vorhänge rauschten auseinander und eine stolze Frauengestalt erschien auf der Schwelle. Sie war nicht mehr jung, aber mit Spuren von großer Schönheit, und ihr dunkles Auge hatte einen so gebieterischen Blick, als sei sie die Herrscherin im Kaiserpallast. Die Kämmerlinge wichen zu beiden Seiten zurück und verharrten wie Bildsäulen in ehrerbietiger Stellung, während die

Dame in ihrem schleppenden, faltenreichen Gewande vom feinsten weißen Wollenstoff und in einem ähnlichen Mantel, an ihnen vorüberging wie ein Schatten an Schatten. Als aber einige andere Damen auf der Schwelle erschienen, um der Erstern zu folgen, trat Amantius ihnen einen Schritt entgegen, denn die Kämmerlinge hatten den Eingang der innern Gemächer zu hüten, und Amantius wußte, daß dieser Eingang seit einigen Tagen für Jedermann geschlossen bleiben sollte. War nun auch für die erste Dame eine Ausnahme zu machen: so schien ihr Gefolge doch ganz unzulässig zu sein; aber die Erste wendete sich um, als sie sich der Thür am andern Ende des Saales näherte und blitzschnell, ohne daß Amantius oder ein anderer Kämmerling es hindern konnte, eilten zwei junge Mädchen der Gebieterin nach, überholten sie, waren vor ihr an der Thür und schlugen den Vorhang auseinander, damit sie bequem hindurchgehen könne.

„Ich nehme es auf mich," sagte die Dame über die Schulter zu Amantius; — und der Vorhang fiel hinter ihr und ihren Begleiterinnen zusammen.

Nachdem ihre Schritte verhallt waren und Alles in die frühere Stille zurücksank, sagte Hylas:

„O wenn sie doch nicht vorgelassen würde! wie sollte diese Demüthigung mich freuen!"

„Einer Mutter ist immer der Zutritt zur Tochter frei gegeben,“ sagte Amantius.

„Einer Mutter — ja! aber sie ist nur die Pflegmutter unserer erhabenen Herrin.“

„Sie hat jedoch alle Liebe und Sorgfalt einer Mutter für die erlauchte Eudoxia gehabt und das zarte, schöne, früh verwaiste Fräulein wie eine eigene Tochter gehalten.“

„Wer kennt ihre Absichten! vielleicht sah sie den Platz voraus, den die allerebelste Eudoxia jetzt einnimmt.“

„Nein, Hylas,“ entgegnete Amantius ernst, „hier ist kein Boden für weitaussehende Plane. Und dieser vollends würde damals für eine Unmöglichkeit gegolten haben.“

„Sie aber hat ihn möglich gemacht! es sieht ihr ähnlich!“

„Du irrst! . . . nicht sie!“

„Sondern . . . nun, wer denn? sprich!“

„Eutrop.“

Hylas sah ungläubig Amantius an; nach einer Pause sagte er noch leiser als bisher:

„Der Pallast, das Hoflager, ganz Constantinopel weiß, daß zwischen der allerebelsten Eudoxia und dem . . . Eutrop keine Freundschaft besteht.“

„Dennoch ist es so, wie ich sage — und auch

das weiß Constantinopel. Allein man spricht nicht mehr davon, weil der Consul nicht beliebt ist."

„Nicht beliebt!" rief Hylas mit spöttischer Geberde; — „nicht beliebt? Das ist wahrlich eine wohlklingende Redeweise: nicht beliebt! Eutrop!"

Da er seine Stimme etwas erhoben hatte, so nahm der dritte Kämmerling das Wort und sagte:

„O doch! sehr beliebt bei seinen Freunden."

„Er hat keine Freunde!" entgegnete Hylas, „er hat nur Genossen und Creaturen."

„Mag sein! genug, sie hängen ihm an und Leo der Wollhechler und Alexander der Wursthändler, die durch ihn Oberst der Reiterei und Rechner bei der Schatzkammer geworden sind, schwören bei ihm."

„Wäre ich Augustus, so sollte all dies Gewürm bald verschwinden!" sagte Hylas entrüstet. „Nur muß ich staunen, daß Eutrop nicht die Tochter des Wurstkrämers auf den Thron beförderte. Das wäre viel mehr in seinem Sinn gewesen."

„Es war damals eine ganz andere Constellation der Einflüsse, der Rücksichten," entgegnete Amantius; „und dann geschieht es auch zuweilen, daß sich der beste Rechner verrechnet und zwar — trotz aller Schlauheit, zu seinem Nachtheil."

„Die Gerechtigkeit des allmächtigen Gottes sei gepriesen, wenn das auch einmal dem Consul

Eutropius geschehen ist!" sagte Hylas. „Du bist zu beneiden, Amantius, Du hast eine Zeit gekannt, wo er noch nicht die Hauptperson im morgenländischen Reich war."

„Was Hauptperson!" sagte der dritte Kämmerling bestürzt. „Das ist und bleibt der erhabene Augustus, unser ewig siegreicher Gebieter Arcadius."

Hylas schien etwas erwiedern zu wollen; allein Amantius sagte gelassen:

„Du hast ganz Recht, Theophan; Hylas läßt seiner Zunge so viel Freiheit, daß sie zuweilen, gleichsam besinnungslos, durchgeht. Was er auch sagen möge — in seinen Augen ist derjenige die Hauptperson im morgenländischen Reich, der es für Dich, für mich, für uns Alle ist: Arcadius Augustus. Und Du, Hylas, beneide mich nicht, weil ich schon andere Tage gesehen habe! Jeder Tag bringt seine Sorgen mit sich."

„Aber Du hast ja auch die Tage des großen Theodosius gesehen," erwiederte Hylas; „der trug wie der Riese Atlas die Welt mit ihren Sorgen und — was mehr noch ist — der wußte sie zu lindern. Erzähle uns doch etwas von ihm und von Aelia Flaccilla, der heiligmäßigen Kaiserin, Deiner ersten Herrin; so etwas erfrischt das Herz. Du bist gewiß so fromm geworden, weil Du zu jenem

Hofstaat gehörtest. Das Beispiel von Oben thut gar viel, im Guten und Bösen."

„Hätte ich das Beispiel und die Güte von Aelia Flaccilla benutzt, so hätte ich wohl frömmer werden können, als ich bin," entgegnete Amantius. „Mein Vater war ihr Freigelassener auf ihren Ländereien zu Tibur, wo die Aelier großen Grundbesitz haben und wo Kaiser Hadrian, der diesem erlauchten Geschlechte entsproß, eine prachtvolle Villa erbaute. Mein Vater blieb Verwalter dieser Villa, obschon Aelia Flaccilla ihm mit der Freiheit auch eine Geldsumme gab, die ihm eine unabhängige Existenz sicherte. Mich ließ sie erziehen mit andern Kindern ihrer Diener und trug eifrig Sorge für unsern Unterricht im christlichen Glauben. Da ich gelernt hatte, griechisch zu sprechen und zu schreiben — und da ihr, der Römerin, diese Sprache nicht geläufig war, als Kaiser Gratian ihren Gemahl, den Grafen Theodosius, den berühmten Feldherrn, zum Augustus (Kaiser) des Morgenlandes ernannte: so nahm sie mich unter ihre Dienerschaft auf und ich hatte das Glück, der gottseligen Frau meine geringen Dienste widmen zu können und in ihr ein Wesen zu bewundern, das alle Eigenschaften besaß, um geliebt und verehrt zu werden. Fromm bis in's Herz hinein, suchte sie nichts Anderes in all ihren Handlungen, als Gott zu dienen. Sie

war von unbeugsamer Energie, wenn es sich darum handelte, den katholischen Glauben irgendwie gegen den damals so mächtigen Arianismus zu vertreten — oder wenn sie ihren von Natur aufbrausenden Gemahl zurückhalten, aufklären, ihm die Wahrheit sagen mußte, die er sonst schwerlich erfahren hätte. Wer sie aber sah am Bette der Kranken, in den Hütten des Elends, wo sie selbst pflegte, selbst tröstete, selbst Hülfe leistete, der nahm nur ihre zarte Liebe, ihre holde, demüthige Freundlichkeit wahr."

„Daß solche Wesen sterben müssen!" sagte Hylas theilnehmend.

„O gönne ihr die früh erlangte ewige Krone!" fuhr Amantius fort. „Sie starb in jungen Jahren. Der Tod ihres einzigen Töchterleins, der kleinen Pulcheria, die sie lange gepflegt hatte, immer mit der Hoffnung, welche ein Mutterherz bis zum letzten Athemzug festhält, griff ihre Gesundheit heftig an. Wer den Trauerzug gesehen hat, der sich vom Constantinischen Pallast nach der kaiserlichen Gruft in der Apostelkirche bewegte und die goldene Tragbahre umgab, auf welcher wie ein Bild von Alabaster das Kaiserkind zu schlummern schien — wer die Trauer gesehen hat, die sich über die ungeheure, wogende Volksmasse legte, so daß die tausend Kerzen des Zuges gleichsam davon verdüstert wurden: der begreift, welchen Eindruck die Kaiserin davon

Eudoxia,

die Kaiserin.

Ein Zeitgemälde
aus dem fünften Jahrhundert
von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erster Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1866.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Vorwort.

Als ich das Material für die beiden letzten Bände der „Bilder aus der Geschichte der Kirche" sammelte und einige Schriften der großen heiligen Männer Chrysostomus, Hieronymus, Augustinus und einschlagende historische Werke las, fiel mir der ungeheure Gegensatz, der sich zu ihrer Zeit nicht etwa zwischen Christenthum und Heidenthum, sondern innerhalb der christlichen Kirche selbst, herausstellt — so lebhaft auf, daß ich mir vornahm, diese Erscheinung zu einem Zeitgemälde in dem Rahmen einer Erzählung zu gruppiren. Die Hauptperson ergab sich von selbst in der glänzenden, reichbegabten und doch so unheilvoll wirkenden Eudoxia. Und nicht nur wegen der Gegensätze in ihrer eigenen Persönlichkeit, sondern weil Eudoxia die Richtung fortführte, die Kaiser Constantin und Theodosius leise eingeschlagen hatten, nämlich: die innern Ange-

empfangen mußte. Die Leibärzte riethen ihr, die erschütterte Gesundheit durch den Gebrauch der warmen Heilquellen von Scotumin herzustellen. Sie begab sich dahin; doch bald nahm ihr Leiden in der rauheren Bergluft von Thracien eine gefährliche Wendung und sie kam nach Constantinopel — als Leiche zurück. Der ganzen Bevölkerung war zu Sinn, als ob die Sonne für immer untergegangen sei."

„Und Du?"

„Nun ich . . . ich blieb im Dienste der gottseligen Flaccilla."

„Das heißt?"

„Ich ging in den Hofstaat ihres ältesten Sohnes über, so wie sie es angeordnet hatte, weil sie in ihrer allzu großen Huld glaubte, meine Dienste könnten dem jungen Kaiser, der damals acht Jahre zählte, irgendwie nützlich sein. Bei kaum sechs Jahren hatte ihn Theodosius schon zum Augustus erklärt und mit dem Purpur bekleidet und so war er denn schon damals Mitbeherrscher des Morgenlandes. Konnte ich ihm auch nicht so nützlich sein, wie seine erhabene Mutter vielleicht hoffte, so war er mir doch stets ein huldvoller Gebieter und reihte mich später dem Hofstaat seiner Gemahlin ein....." —

„Die für Amantius in Flaccilla's Fußstapfen tritt!" unterbrach ihn Theophan gezwungen ver-

bindlich, denn die griechische Eitelkeit regte sich dem Römer gegenüber.

„Sie thut wohl daran," erwiederte Hylas. „Zum Almosenspender verwendet sie ihn. Das muß ein bewährter Mann sein, der für sich selbst geringe Bedürfnisse hat; — sonst könnte ihn die Lust anwandeln, für sich selbst einige Spenden zu verwenden. Nun weiter in der Erzählung Deiner vergangenen Tage, Amantius, in denen ich wahrlich keine Sorgen wahrnehmen kann."

„Kennst Du denn nur persönliches Leid, o Du selbstsüchtiger Hylas?" fragte Amantius halb scherzend und fuhr dann fort: „Der große Theodosius vermählte sich wieder mit der edlen Galla, Schwester des Kaisers Valentinian, dem er die Herrschaft des Abendlandes bewahrt hatte. Da kam eines Tages die gräßliche Kunde: Valentinian, der herrliche Jüngling, sei in Gallien ermordet — wie sein älterer Bruder, Kaiser Gratian, ermordet worden war: mächtige Feldherren stützten sich auf die Gunst des Heeres und strebten nach dem Thron."

„Was muß das sein: der Kaiserthron — um zu solchen Verbrechen an der geheiligten Person der Kaiser hinzureißen," sagte Hylas nachdenkend.

„Für Theodosius war der Thron der Sitz der Gerechtigkeit," entgegnete Amantius. „Aber ach! die Tage des großen Kaisers waren gezählt und seine Kräfte

vor der Zeit durch ungeheure Anstrengungen aufgerieben. Kaum fünfzig Jahre alt, starb er zu Mailand an der Wassersucht."

„Der Tod und immer wieder der Tod, Schlag auf Schlag, für Kaiser und für Bettler!" sagte Hylas, „nur mit dem Unterschied, daß der Bettler nicht vor dem Mörder sich zu fürchten braucht."

„Wer ist nun glücklicher?" fragte Theophan, „der Bettler, der, von Niemand beneidet, in seinem Elend zu grauen Jahren kommt und so armselig stirbt, wie er gelebt hat — oder ein Cäsar-Augustus, dessen beneidetes Dasein inmitten seines Glanzes durch blutige Gewaltthat verkürzt wird?"

„Ich bin nicht für die extremen Richtungen," antwortete Hylas; „sicheres Glück liegt in den Verhältnissen, die nach keiner Seite hin zu viel oder zu wenig haben."

„Sicheres Glück ist unabhängig von den Verhältnissen," sagte Amantius. „Hochherzige Seelen ringen es Gott und sich selbst ab. Das kann ein Bettler — und kann ein Cäsar-Augustus thun."

„Das ist eine mühsame Sorte von Glück!" sagte Theophan. „Heiteren Lebensgenuß — und sei er auch kurz nur, — den wünsche ich mir und blitzte mir dann auch plötzlich der Mordstahl entgegen!"

„Bist Du ein Christ?" fragte Amantius sanft.

„Nun, das versteht sich doch wohl!" entgegnete

Theophan erstaunt. „Wer wäre es nicht am Hoflager? . . . die Barbaren ausgenommen, die arianischen Gothen. Aber wir!"

Er sprach das mit unbefangener Selbstgefälligkeit. Da rief Hylas:

„Sie kommt zurück; — der Besuch war kurz."

Gleich darauf erschien die stolze Dame wieder mit ihren Begleiterinnen im Saale der Kämmerlinge. Sie sah mißvergnügt aus und die Falten ihres Mantels — den man heutzutage Shawl nennen würde — waren nicht mit jener Berechnung gelegt, die ihre Gestalt am vortheilhaftesten zeichnete. Unzufriedene Gedanken erfüllten sie. Sie ging durch den Saal der Kämmerlinge und durch zwei andere Säle, in welchen sich Diener niederen Ranges befanden; und durch die Vorhalle der Leibwachen in den Säulengang, der einen inneren Hof umschloß. Dort hatten sich ihre Sänftenträger, sechs kräftige Cappadozier, Alle von derselben Größe und in Blau gekleidet, mit ihren übrigen Dienern an dem rauschenden Springbrunnen gelagert, dessen volle Wassergarbe in ein weites Porphyrbecken zurückperlte. Als sie erschien, gerieth Alles in Bewegung und eilte dem Tragsessel der Herrin zu, der in Form eines Ruhebettes von Cedernholz mit zierlicher Einlegung von Elfenbein, mit seidnen Polstern und von leichten Taftvorhängen umgeben

ihrer harrte. Sie ließ sich auf den Polstern nieder, die Cappadozier hoben im Takt die Sänfte auf und trugen sie gleichmäßigen elastischen Schrittes hügelauf, hügelab, durch das Straßengewirr, das sich vom Hebdomonpallast bis zum Hafen wie ein Netz ausbreitete, bis endlich der ganze Zug in einem Pallast am Bosporus verschwand.

Hylas hatte gesagt, als die Dame den Saal der Kämmerlinge verließ:

„Welch ein Uebermaß von Farben!"

„Marmorweiß, ein Purpursaum — nennst Du das farbig?" fragte Theophan.

„Die Farben, die den Gewändern fehlen, erblühen auf ihrem Antlitz als künstlicher Frühling!"

„Warum sollte eine Frau nicht diesen falschen Blumenflor pflegen," bemerkte Theophan gleichmüthig, „da sogar der Consul Eutropius sich leidenschaftlich damit abgibt und unter verschiedener Schminke die Häßlichkeit seiner verfallenen Züge zu verbergen sucht. Mit den Farben der Blumen suchen die Damen auch deren Arom zu verbinden. Bemerkst Du nicht, welche Wolke von Wohlgeruch den Gewändern und dem Haare der Dame entströmte? ist es nicht, als ob das ganze glückliche Arabien durch den Saal gezogen sei?"

„Und das steinige dazu — wenn ich an den strengen Ausdruck und das stolze Auge denke," erwiederte Hylas.

Ein Kaiser.

Es war im letzten Jahr des vierten Jahrhunderts, das mit einem Kaiser Constantin auf- und mit einem Kaiser Theodosius zur Neige ging. Jetzt hatte Kaiser Arcadius, ein Jüngling von zwei und zwanzig Jahren, den Traum der Herrschaft über den morgenländischen Theil des römischen Reiches. Vom Adriatischen Meer bis zum Euphrat, von den Cataracten des Nils bis zur Donau gehorchten die Völker seinem Scepter, brachten die herrlichsten, die reichsten Länder, ihre Schätze, die Erzeugnisse ihres Bodens, ihrer Cultur, ihres Gewerb- und Kunstfleißes ihm dar. Der Orient war damals nicht das, was er unter Muhameds Söhnen, unter dem Halbmond und dem Koran, allmälig geworden ist: eine Ruine, die mehr und mehr in einen Schutthaufen sich verwandelt. Er stand im Höhepunkt seiner Blüte — und somit denn auch auf dessen

Wendepunkt. Zwei Todfeinde hatte er: äußerlich — die barbarischen Völkerschaften, die ringsum aus dem Innern von drei Welttheilen, in Afrika, Asien und Europa, seine Grenzen bedrängten; und innerlich das tiefe Sittenverderben, das Jahrtausende des üppig verfeinerten, von keinem höheren Gesetz beschränkten Heidenthums erzeugten und das durch das junge Christenthum bis jetzt nur in Einzelnen, nicht in den Massen überwunden war.

Von dem ersten Todfeinde hatte Arcadius allerdings Kunde insofern, als die nordischen Barbaren, die Gothen, ihn sogar in seiner Residenzstadt bedrängten. Den zweiten aber begünstigte er in gewisser Weise, ohne es zu beabsichtigen, denn er nahm ihn auf in seinem Pallast und in seiner nächsten Nähe — in der Form der Günstlingsherrschaft! Es gab keine Gerechtigkeit mehr; Alles war käuflich — das Recht, das Amt, die Würden, die Auszeichnungen; Alles mußte dem Günstling mit Gold und mit huldigender Schmeichelei bezahlt werden. Dadurch kam das Gemeine obenauf und das Tüchtige verschwand, theils freiwillig, theils gezwungen, und die Erniedrigung der Charactere gab sich durch untrügende Symptome kund: Geldgier, Luxus und Genußsucht waren die Idole, die so reichliche Opfer empfingen, als ob die alten Götzentempel nicht geschlossen wären. Doch war Arcadius kein böser,

nicht einmal ein leichtsinniger junger Mann. Er war mild und gütig, sittenrein und fromm; allein er war von einer so grenzenlosen Characterschwäche, daß er sich nie zu einer selbstständigen Handlung ermannen konnte und Lebenslang ein Unmündiger blieb, weniger aus Mangel an Verstand, als an Willenskraft. Freilich ist es schwer ein tüchtiger Mann zu werden, wenn man wie er schon in früher Kindheit Kaiser des Morgenlandes war und als solcher behandelt wurde — behandelt mit jener abgöttischen Ehrfurcht, an welche sich die Römer in einer Zeit gewöhnt hatten, da sie vor den entsetzlichen Göttern Nero und Heliogabal zitterten und welche die Orientalen ihren Beherrschern widmen. Schwer ist's den Character zu stählen, wenn er nie auf Widerstand stößt, schwer das Herz zu kräftigen, wenn nie ein göttlicher Bote in der Gestalt von Schmerz und von Prüfung ihm naht. Das war fern gehalten von dem kleinen Kaiser. Seine Mutter starb so früh, daß seine Trauer nicht tief war. Die Grundlage eines festen Glaubens an die Heilslehren des Christenthums hatte sie ihm beigebracht und er bewahrte ihn treu, aber unfruchtbar für sein Leben. Sein Vater war jahrelang fern von Constantinopel, theils in Italien, theils in den Gothenkriegen. Sein Erzieher Arsenius, ein Mann von ausgezeichneten Gaben des Geistes und Cha-

racters, sah sich und seine Stellung gelähmt in Einfluß und Wirksamkeit durch die Höflingsatmosphäre, verließ den Hof und begab sich zu den Einsiedlern Egyptens. So gerieth Arcadius in die Hände Derjenigen, die, anstatt ihn zum Herrscher zu bilden, kein anderes Ziel hatten, als statt seiner zu herrschen. Er ließ es sich gefallen, ohne Gegenwehr, und ließ trotz seines milden Gemüths die größten Gräuel- und Frevelthaten geschehen.

Jetzt war er von peinlichem Unbehagen gequält, denn die Spannung zwischen seiner Gemahlin und seinem Günstling wuchs mehr und mehr, und er konnte nicht den einen Theil besänftigen, ohne den andern zu erzürnen — eine entsetzliche Wahl! Er liebte mit aufrichtiger Zärtlichkeit die schöne Eudoxia und hielt den Eutropius für den treusten Diener seines Reiches. Jetzt war sie krank vor Gram, vor Zorn über die Beleidigungen, die der allmächtige Günstling ihr zugefügt hatte, und sie rächte sich dafür an dem Kaiser. Schon seit drei Tagen war sie unsichtbar, auch für ihn! sie hatte ihn anflehen lassen, ihr eine kurze Frist zu gönnen, um sich von der Demüthigung zu erholen, die ihr neuerdings widerfahren war — und diese Zurückgezogenheit in ihre innersten Gemächer, dieser Kummer, diese Verstimmung versetzte den Kaiser in Trauer und den ganzen Hofstaat in Verstörung.

Es war um die Zeit des Sonnenuntergangs im hohen Sommer. Arcadius wandelte in einer Säulenhalle auf der höchsten Terrasse des Hebdomonpallastes auf und nieder. Diese Halle war nach Westen geschlossen und die Wand war verdeckt durch riesenhafte Käfige, die mit blühenden Gebüschen abwechselten, so daß die Vögel, die hinter dem zierlich geflochtenen Gitter gehalten wurden, zwischen Laub und Blumen sangen und zwitscherten. Nach Osten war die Halle offen und von Säulen getragen, und gewährte eine Aussicht von unvergleichlicher Schönheit auf die Stadt, das Land und das Meer. Der Hebdomon lag am äußersten Ende von Constantinopel landwärts und auf der Höhe; der Constantinische Pallast am entgegengesetzten Ende, seewärts, auf dem Punkt, wo der Bosporus in die Propontis mündet, und zwischen diesen zwei Punkten die Stadt mit ihren Prachtbauten über Hügel gelagert, vom Meer umfangen. Jenseits des Bosporus breitete sich die blühende Küste von Bythinien aus, mit Chalcedon im Vorgrund und im Hintergrund der Olymp mit seiner Pyramide von ewigem Schnee. Es war ein wunderbarer Reichthum der Natur in diesem Bilde. Sie schien ihren vollen Schmuckkasten mit all ihren Kleinodien umgestürzt zu haben; denn landwärts rauschten die Eichenwälder von Thracien und die Platane und

der Nußbaum breiteten ihr schönes Laub schattig über die Villen aus, die stundenweit um die Stadt verstreut waren. Zwischen ihnen hindurch lief die große Heerstraße nach Thessalonich, wo die Kaiser zuweilen ihre Residenz nahmen — und dann weiter gegen Westen zum adriatischen Meer und dem Abendland zu.

Doch nicht dorthin blickte Arcadius. Er sah vor sich nieder, wie er langsam auf und ab schritt, und die strahlende Abendschönheit entlockte ihm kein Lächeln, keinen Blick. Und doch flammte die Schneespitze des bythinischen Olymps, angeglüht von der sinkenden Sonne, wie ein Rubin zwischen Himmel und Erde schwebend; und doch erglänzten die kleinen Eilande, die zerstreut in der Propontis liegen, wie Edelsteine in einem silbernen Becken, und schienen durch ihre Anmuth die zahllosen Nachen und Barken, die von Küste zu Küste glitten, gastlich zur Einkehr einzuladen. Allein diese schwebten rastlos geschäftig hinüber und herüber und kümmerten sich um die seligen Inseln so wenig wie Arcadius. Wenn sein Auge zufällig nach Bythinien blickte, so bekam es einen noch trüberen Ausdruck; denn dort, in Kleinasien, machte Tribigild, der Gothe, einen Aufstand, einen Raubzug — und war Leo, der Feldherr, im Stande den Gothen zu besiegen? Krieg und Krieg, im Pallast, im Reich, mit Freund und Feind! Er hatte wohl Recht bekümmert zu

sein, der arme Kaiser! Ein Anderer hätte versucht, aus dieser Lage herauszukommen, hätte einen Schritt gethan, vielleicht einen gefährlichen, vielleicht einen verkehrten, aber wenigstens einen Schritt! Das that Arcadius nicht. Er ließ seine Lage über sich ergehen. Seine äußere Erscheinung war durchaus nicht einnehmend. Unschöne Züge bekommen zuweilen einen überraschenden Zauber, wenn der Ausdruck eines geistigen Lebens sie durchleuchtet; doch dieses Licht ging in seinem Antlitz nicht auf, und nichts versöhnte mit der Unregelmäßigkeit desselben. Seine Gestalt war klein und dürftig, seine Haltung ohne Würde. Nirgends eine Spur von der wohlwollenden Majestät seines Vaters, die zugleich Ehrfurcht und Vertrauen einflößte und somit den Kaiser selbst und Alle, die sich ihm nahten, in die passende Stellung versetzten. Arcadius trug eine Tunika von gelbweißer Seide mit leichter Goldstickerei und purpurfarbne Halbstiefel, dies besondere Abzeichen der kaiserlichen Würde, dessen sich Niemand außer ihm im ganzen Römerreich bedienen durfte. Ein Jahrtausend später verriethen die Purpurstiefel das Schicksal des letzten römischen Kaisers des Morgenlandes. Bei der Erstürmung Constantinopels durch die Türken fiel Constantin Paläolog und ein Haufen von Leichen umgab und bedeckte ihn. Als man später nach ihm suchte und

forschte, zeigten die Purpurstiefel, daß ein entstellter Leichnam — der letzte oströmische Kaiser gewesen sei.

Arcadius befand sich zwar auf der oberen Terrasse allein; aber an ihren Zugängen standen Kämmerlinge verschiedenen Ranges, stets bereit, vor ihrem Herrn zu erscheinen, wenn er ihrer bedürfen würde. Arcadius klatschte einmal in die Hände; — dies war das allgemein übliche Zeichen, um einen Diener zu rufen. Ein Kämmerling eilte die Marmorstufen zur Halle hinauf, ließ sich auf ein Knie nieder, vernahm den Befehl, daß Elpidius zu rufen sei, und verschwand lautlos und eilfertig wie er erschienen war. Arcadius setzte seinen einsamen und einförmigen Spaziergang fort und sein Antlitz bekam mehr und mehr den schwermüthigen Ausdruck, den zuweilen Wesen haben, die sich mehr instinktmäßig als selbstbewußt außerhalb ihres Gleichgewichts und der Aufgabe ihres Lebens nicht gewachsen fühlen.

Nach geraumer Zeit erschien eine stattliche Männergestalt am Fuß der Marmorstufen und Arcadius winkte ihm durch eine lebhafte Handbewegung Willkommen zu. Es war Elpidius, ein Verwandter des Theodosius, Spanier wie er, und durch diese Verwandtschaft und durch die Gunst, die der große Kaiser ihm schenkte, auch in Gnaden bei dessen Nachfolger. Elpidius war in der Mitte der Drei-

ßige, eine gebieterisch schöne, kühne Erscheinung. Man hätte Vertrauen zu ihm fassen können, wenn nicht ein Zug von abstoßender Härte zuweilen wie eine Wetterwolke über sein Antlitz geflogen wäre. Auch er war reich gekleidet in einer lichtgelben Tunika mit golddurchwirktem Saum und Gürtel, über die ein weiter weißer Mantel geworfen war. Goldene Buckeln in der Gestalt von Löwenköpfen befestigten sein Schwertgehänge und hielten seine braunen Halbstiefel knapp zusammen. Mit leichtem Schritt erstieg er die Stufen und begrüßte den Kaiser mit der üblichen Kniebeugung.

„Nun, Elpidius, wie stehen die Dinge?" fragte Arcadius langsam und zweifelhaft.

„Die Nachrichten lauten verschieden, mein Gebieter. Das phrygische Landvolk soll im vollen Aufstande sein. Ob aber für, ob wider die Gothen .... das weiß man nicht."

„O diese Gothen! werde ich denn nie etwas Anderes hören, als von den Gothen!" sagte Arcadius mißmuthig. „Deine Angelegenheit meinte ich, Elpidius."

„Meine Angelegenheit!" rief dieser und ein Zornblitz trat in sein großes feuriges Auge; — „schau hinüber, mein Kaiser! ... Der Olymp dort ist ihr Bruder! er hat ihren Namen, ihre Schönheit, ihre unüberwindliche Eiseskälte."

„Doch fehlt die Aehnlichkeit in einem Punkt, Elpidius: der Olymp wird von der Sonne warm und rosig angestrahlt, während Olympia's Leben von Trübsal umringt ist."

„Sie kann es ändern... mit einem einzigen Wort; aber sie spricht es nicht aus! Ist solch ein Starrsinn zu dulden bei einem Weibe? Wohin käme die Welt, wenn die Weiber ihren Willen immer durchsetzten!"

„Dahin, wohin Gott die Welt lenkt, mein Elpidius; denn am Ende kann der Mensch, Mann oder Weib, doch nicht weiter gehen, als Gott es zuläßt."

„Innerhalb dieser letzten Schranke ist der Spielraum jedoch so groß, daß der Einzelne viel schaden oder viel nützen kann; und da sollte ich meinen, o Herr, es sei kein gutes Beispiel, das Olympia gibt; — sie bietet Dir Trotz, Dir, dem Cäsar-Augustus."

Arcadius bewegte verneinend das Haupt und entgegnete:

„Die Leidenschaft verblendet Dich; Olympia ist eine hochherzige Seele und kennt keinen Trotz. Ich weiß nicht wie es kam, daß sie mir vorhin eingefallen ist; ihretwegen hab' ich Dich rufen lassen, Elpidius, denn.... sie dauert mich. Glaubst Du auf diesem Wege zum Ziel zu kommen und ihre Einwilligung zu erzwingen?"

„Ich w i l l es glauben!" rief Elpidius.

„Das wäre vortrefflich, ja ein Tugendact, wenn es sich um ein geheimnißvolles Dogma unserer heiligen Kirche handelte," versetzte Arcadius mit einem Anflug von Spott. „In diesem Fall ist jedoch der Wille nicht auf seinem Platz. Er ist ein Usurpator und sollte der Ueberlegung, dem ruhigen Urtheil weichen. Meinst Du nicht?"

„Ich meine," entgegnete Elpidius kalt, „daß Eutrop Deine Ansicht aussprach, mein Gebieter, als er sagte, Olympia gebe ein gefährliches Beispiel durch die Verschleuderung ihres Vermögens an Kirchen, Priester, Nonnen und Mönche, Spitäler, Klöster — und wie die Anstalten heißen mögen, die früher ihr Einkommen verschlangen. In unsern kriegerischen und unruhigen Zeiten gibt es viele Wittwen und viele Frauen, deren Söhne in Deinen Feldzügen, o Herr, das Leben verloren. Soll es diesen erlaubt sein, in Anwandlungen von trübsinniger Frömmigkeit ihr Vermögen gleichsam unfruchtbar zu machen, es dem Staat zu entziehen und durch übertriebene Almosen zu vergeuden? Frauenköpfe sind excentrisch. Zu ihrem eigenen Heil muß man ihnen Schranken setzen, sie bewahren vor später Reue und nicht dulden, daß die Hilfsquellen des Reichs verstopft und die Goldbäche abgegraben werden. War dies nicht Deine Ansicht,

o Herr? . . . und wenn sie es war — weßhalb ist sie es nicht mehr?"

„Sei es wie Du sagst, Elpidius!" entgegnete der Kaiser trübe; — „ich finde es hart für eine Frau wie Olympia, die immer durch die reinste Tugend und den höchsten Edelsinn geglänzt hat, sie wie eine Thörin unter Vormundschaft zu stellen, ja, sie ihrer persönlichen Freiheit zu berauben."

„Sie hat sich schwer genug gegen Dich vergangen, mein hoher Herr, um diese Zurechtweisung zu verdienen."

„O, gegen mich!" sagte der Kaiser mit einem Ton, der deutlich verrieth, daß er nicht daran gewöhnt sei, darauf ein Gewicht zu legen.

„Gewiß, gegen Dich, mein Kaiser! Du läßt Dich herab, meine Bewerbung bei ihr zu unterstützen, Du legst Dein mächtiges Fürwort für Deinen Vetter, für einen Mann, der ihr an Reichthum und Herkunft gleich steht, gnädig ein — und sie verschmäht mich . . . und in mir — Dich, den kaiserlichen Willen. Wo Tausende sich geehrt gefühlt — wo abermals Tausende der Majestät gehorcht hätten — da lehnt sie ab."

„Aber mit welcher Demuth!"

„O mein Kaiser! wenn Du auf Worte Gewicht legen willst, so mußt Du die Handlungen untersagen!" rief Elpidius; „denn allzu oft steht Wort

und That im grellsten Widerspruch und hinter der demüthigsten Rede versteckt sich der trotzigste Sinn."

„Nicht bei Olympia, Elpidius! sie hat ihre demüthige Gesinnung bewährt."

„Wie das?" fragte Elpidius gespannt und ein Hoffnungsschimmer ging in seinem Auge auf.

„Als sie der Verwaltung ihres Vermögens und der Verfügung über ihre Einkünfte beraubt, bis zu ihrem dreißigsten Jahr unter die Vormundschaft des Präfecten der Stadt gestellt wurde — was that sie da? hast Du es vergessen?"

„Ich weiß nicht was Du im Sinn hast, o Herr," entgegnete Elpidius unmuthig.

„Da schrieb mir Olympia und dankte mir für die Verwahrung ihrer Güter, weil sie schon längst gefürchtet habe, in Eitelkeit und Selbstgefälligkeit zu verfallen — wie das so leicht geschehe, wenn man große Almosen spende. — Genug, Elpidius, diese Frau kommt mir bewunderswerth vor . . . und ich ließ Dich rufen um zu fragen, ob Du irgend Hoffnung hättest zum Ziel zu gelangen; wenn aber nicht, ob es nicht verständiger und großmüthiger sei, die Unterdrückung eines wehrlosen Weibes aufzugeben."

„Wie Du befiehlst, mein Kaiser!" antwortete Elpidius scheinbar ruhig. „Ob ich hoffe oder nicht,

darauf kommt es durchaus nicht an, sondern nur auf Deine Mißbilligung der Maßregel, die gegen Olympia bisher in Anwendung kam. Ich trete also vor meiner Bewerbung zurück — jedoch nur unter der Bedingung, daß Du die Gnade haben werdest, Deinen Willen gegen Eutrop kund zu geben, damit Olympia auch wirklich frei werde."

„Ich betrachte die Sache etwas anders, Elpidius," sagte Arcadius verlegen. „Deinetwegen ist sie angeregt worden; folglich muß von Dir der entgegengesetzte Schritt ausgehen. Sei daher so gütig, an Eutrop mitzutheilen, Du wärest der undankbaren Bewerbung müde und wünschtest Olympia's Befreiung von der Vormundschaft."

„Hoher Herr!" rief Elpidius, „wollte ich auch, um Deinem Wunsch nachzukommen, diese Unwahrheit sagen, so wird Dir doch nicht unbekannt sein, daß sie nicht die mindeste Berücksichtigung bei Eutrop finden würde. Er gehorcht nur Dir. Erspare mir also die vergebliche Demüthigung anders zu sprechen als ich denke, und rede Du Selbst über diese Angelegenheit mit Eutrop."

Der Blick des Kaisers wurde noch trüber im Bewußtsein seiner Ohnmacht Eutrop gegenüber — und plötzlich abbrechend fragte er:

„Wie kommt es, daß die Nachrichten aus Phrygien so verschieden lauten? Es ist doch wahrlich

nicht schwer zu ergründen, ob das Landvolk für oder gegen die Gothen sich erhebt!"

„Die kaiserlichen Sendboten kennen freilich den Stand der Dinge genau; allein es werden keine öffentliche Mittheilungen darüber gemacht — vielleicht um die Bevölkerung nicht aufzuregen."

„Steht es so schlimm, Elpidius?" fragte der Kaiser lebhaft.

„Das wird mein hoher Herr besser als ich wissen; denn nicht zu mir kommen die Sendboten," erwiederte Elpidius kalt.

„Ich fürchte zuweilen," sagte der Kaiser befangen, „daß Leo der Mann nicht ist, der es mit einem Tribigild aufnehmen könnte."

„Diese Befürchtung ist ziemlich allgemein," versetzte Elpidius. „Nicht wegen seines Muthes und seiner Tapferkeit nennt man ihn den orientalischen Ajax; nur wegen seiner Leibeslänge und Stärke. Wo aber der moralische Muth fehlt, haben diese körperlichen Eigenschaften kein Gewicht."

„Es ist genug, Elpidius, ich danke Dir . . . und ich bitte Dich, meinen Wunsch in Betreff Olympia's gründlich zu erwägen," sagte Arcadius und machte eine grüßende Handbewegung, welche andeutete, daß er allein sein wolle, und Elpidius entfernte sich mit derselben Ehrfurchtsbezeugung womit er gekommen war. Doch nur äußerlich war

diese Ehrfurcht. In seinem Innern schätzte er Arcadius gering genug um zu glauben, daß Eutrop ihn in diese neue Richtung versetzt habe und zwar aus eigennützigen Absichten. Mich will er von Olympia entfernen, der schamlose Günstling," murmelte Elpidius, „und dann irgend ein Mittel finden, um sie des Hochverraths oder eines andern beliebigen Verbrechens anzuklagen, welches, wenn nicht Todesstrafe, so doch Verbannung und Verlust des Vermögens nach sich zieht — und dies Vermögen würde dann in den Rachen seiner Habgier fallen. Hat er es doch ebenso mit Abundantius und Timasius gemacht. Ich bin ihm im Wege bei dieser Absicht. Deshalb stiftet er den Kaiser an, mich zu bewegen, daß ich freiwillig das Feld räume; . . . denn wie käme Arcadius sonst auf diesen Gedanken? . : . Nun gleichviel! möge er ihm von Eutrop beigebracht sein oder nicht — ich gehe nicht darauf ein."

Arcadius setzte noch eine kleine Weile seinen Spaziergang fort. Nicht Eutrop hatte ihm seine milde Gesinnung für Olympia eingegeben, sondern Eudoxia — aber indirecter Weise und ganz ohne ihre Absicht. Die Art, wie sie eine Kränkung erertrug, bildete einen so schreienden Gegensatz mit Olympia's friedlich demüthiger Ergebung in eine unerhörte, andauernde Ungerechtigkeit, daß in Ar-

cadius der Gedanke erwachte, er müsse seine Schuld gegen Olympia sühnen, um dadurch göttlichen Beistand zu seiner Versöhnung mit Eudoxia zu gewinnen. Willenlos aber, wie er Eutrop gegenüber war, wünschte er den allmächtigen Günstling durch Elpidius umstimmen zu lassen. Weil er nicht daran gewöhnt war die Verhältnisse und die Lage der Dinge in ihrer Wirklichkeit zu betrachten, sondern zuweilen so, wie seine eigene Stimmung, — und gewöhnlich so, wie fremde Leidenschaft es ihm eingab, hatte er gar kein Urtheil über das, was in jedem besondern Fall zu erreichen sei — und was nicht. Jetzt wünschte er Olympia's Wiedereinsetzung in ihre Rechte und trotz aller Unwahrscheinlichkeit vor dem Forum der Ueberlegung, erschien sie ihm bereits als ausgemachte Thatsache. Das erheiterte ihn, denn — seinem Gemüth nach — hätte er nie irgend ein Geschöpf betrübt oder gekränkt. Er hob sein gesenktes Haupt und blickte freier umher — und auf die herrliche Stadt, die sich zu seinen Füßen lagerte. Ein Prachtbau drängte sich an den andern. Kaiser Constantin hatte in seiner Residenzstadt mit Rom wetteifern, Rom überbieten und Alles leisten wollen, was in Rom viele Jahrhunderte und viele Kaiser geleistet hatten. Der Constantinische Palast war von märchenhaftem Reichthum, wie die Behaüsung eines Geisterkönigs. Das

Forum Constantins mit Gerichtssälen und Säulenhallen umgeben, in denen ganze Reihen von Porphyr-Bildsäulen standen, hatte als Mittelpunkt, ähnlich dem Forum Trajans zu Rom, eine prächtige Porphyrsäule mit vergoldeten Lorbeerkränzen um ihre Fugen, die Constantins vergoldetes Standbild hoch in die Lüfte erhob, und die jetzt, im Abendsonnenschein wie ein Meteor erglänzte. In dem großen Hippodrom, wo die Wagenrennen stattfanden, waren die berühmtesten Kunstschätze aus den ersten Städten des Reiches aufgestellt. Rom allein hatte sechszig seiner schönsten Marmorbilder abgeben müssen; Alexandrien seinen schönsten Obelisk von rosenfarbenem Granit; Delphi — das Denkmal des Sieges bei Platäa: drei in einander gewundene Schlangen, deren Häupter den berühmten Delphischen Dreifuß trugen; Athen — das Meisterwerk des Lysippus, die vier Pferde von Bronce, die jetzt über dem Portal der St. Marcuskirche zu Venedig stehen. Große Aquaducte liefen mit ihren schönen Bogenstellungen aus den wald- und quellenreichen Bergen von Thracien in die Stadt hinein und führten den zahlreichen und geschmackvollen Brunnen frisches Wasser in Fülle zu. Prächtige Bäder mit verschwenderischem Luxus ausgestattet, waren Jedem, auch dem Geringsten, zugänglich; und aus den ungeheuern Speichern, welche die Kornkammer

Egyptens füllte, wurde dem Volk umsonst das Getreide vertheilt. War Alles, was sich auf materielles Wohlbehagen bezog, von kaiserlicher Pracht, so wurde sie doch noch von zwei Gotteshäusern übertroffen, die Constantin zu Ehren der göttlichen menschgewordenen Weisheit und der heiligen Zwölfboten gebaut hatte; die St. Sophia- und die Apostelkirche. In der letzteren standen die Bildsäulen der Apostel von Porphyr — und zu ihren Füßen befand sich die Kaisergruft, die sich auch für den Mächtigsten der Erde öffnet und unwiderruflich seinen Purpur in Staub verwandelt.

In diese dunkle Gruft war auch jener gewaltige Kaiser eingegangen, wie ein Meteor in der Nacht verschwindet. Arcadius blickte von dem strahlenden Standbild im Circus nach der Apostelkirche. Auch seine Bildsäulen prangten in allen größeren Städten seines Reiches; auch ihn erwartete die Kaisergruft. Auf welchem Wege ging er dahin? — Er wendete sich ab und der Richtung zu nach dem goldnen Thor. Dies befand sich landeinwärts, unfern des Hebdomons. Es öffnete sich auf die große Heerstraße, die nach den Abendländern führte. Durch dieses Thor zogen die Kaiser ein, wenn sie von ihren Siegen heimkehrten, und bei einem Triumphzug des Theodosius hatte man es mit Goldplatten bedeckt. Arcadius war noch nie siegesfreudig durch

das goldne Thor gezogen und nur eine grausige Erinnerung knüpfte sich für ihn daran. Er schauderte in sich zusammen, verließ die Halle und begab sich in seine Gemächer.

Die Waise.

Der große Theodosius wählte häufig seine Feldherren unter den Barbaren, wie die Römer sagten; d. h. sie waren von nicht-römischer Abstammung, wenngleich ihre Nationen längst dem Scepter der römischen Kaiser unterworfen waren. Recht im Herzen eines der edelsten Stämme Germaniens, bei den Franken, befand sich seit etwa hundert Jahren, und seitdem die Krone für eine Stirn zu schwer wurde, ein kaiserliches Hoflager. Trier war seit den Constantinen die Residenz eines Augustus oder wenigstens eines Cäsars — eines Mitregenten, — und an den lieblich romantischen, ächtdeutschen Ufern der Mosel war, wie am leuchtenden Gestade des Bosporus und wie in der fruchtbaren Ebene Lombardiens, ein Thron für die römische Weltherrschaft aufgeschlagen, und mit allem Pomp, allen Ränken, allen Intriguen, allen Gewaltthaten und

allen Blutströmen umringt, welche damals dessen unzertrennliche Beigabe ausmachten. Eine krankhaft üppige, schwelgerisch grausame Zeit, die ihre Lust gehabt hatte an den Qualen der christlichen Martyrer, an den Blutspielen der Gladiatoren, an der zügellosen Frechheit der heidnischen Schaubühne, an der noch größeren Schamlosigkeit des heidnischen Götterdienstes — diese Zeit ging erst eben und langsam unter und in diesem Zersetzungsprozeß, den sie durch neue, kräftig auf sie eindringende Elemente erlitt, hauchte sie Miasmen aus, welche erst nach Jahrhunderten allmälig überwältigt werden konnten. Die fremden Nationen, die mit der römischen Cultur und Hypercultur in Berührung kamen, verachteten sie und wurden dennoch von einem brennenden Ehrgeiz gestachelt, auf gleichem Fuß mit diesen stolzen Römern zu stehen. — Die Rohheit kühner Eroberer gepaart mit der Sucht nach Herrschaft und Reichthum — doch nicht selten auch gepaart mit großen Talenten, machte diese Barbaren gefährlich und gefürchtet, aber brauchbar und geschickt, wenn sie wie bei Theodosius, den Herrn fanden, der ihnen die Zügel straff hielt.

Einer seiner zahlreichen und tüchtigsten Feldherren war Bauto, ein Franke von edler Herkunft, der manchen glücklichen Feldzug an der Seite des Kaisers gemacht hatte und demselben unentbehrlich

geworden war. Bauto vertauschte die germanische Heimath mit dem Morgenlande. Er brachte Weib und Kind aus Trier nach Constantinopel, um die kurzen Friedenspausen mit ihnen verleben zu können, denn der Sinn für häusliches Leben und Glück war ihm nicht untergegangen im Getümmel des Feldlagers und der Schlachten. Selbst voll Geist und Bildung hatte er große Freude an der Begabung, die sein einziges Kind von der Natur empfangen hatte. Eudoxia hieß die Kleine, die durch ihre Schönheit und ihren lebhaften Geist sein Vaterherz entzückte. Es war ihm aber nicht vergönnt, diese Knospe zur Blüthe entfaltet zu sehen. Er starb im kräftigsten Mannesalter, nachdem er zuvor den Schmerz gehabt hatte, seine Frau zu verlieren, die sich immer heim sehnte nach den Nußbaumumschatteten Ufern der Mosel. Er starb nicht in der Schlacht, sondern nach einem längeren Krankenlager. Es gestattete ihm für die Erziehung und die Zukunft seiner Tochter zu sorgen. Er übergab sie einem andern Feldherrn des Theodosius, seinem Freunde und Waffenbruder Promotus, der kinderlos war und dem Sterbenden versprach, für Eudoxia, wie für eine eigene Tochter zu sorgen. Da starb Bauto beruhigt, und Eudoxia, die bei zehn Jahren ohne Vater, ohne Mutter, ohne Heimath war, kam in das glänzende Haus des Promotus und wurde

dort mit offenen Armen empfangen. Promotus war römischer Consul gewesen. Zur Erinnerung an Roms größte Zeiten, als die Liebe zum Vaterlande eine idealische war, welche seine Bürger zu Tugend und Hochsinn verpflichtete, hatte man den Schatten jener alten republikanischen Consularen festgehalten, obschon das römische Reich längst nichts anderes war, als eine von glücklichen Feldherren despotisch beherrschte Monarchie. Alljährlich wählte der römische Senat zwei Consuln — natürlich immer Persönlichkeiten, die den Kaisern nicht nur genehm, sondern häufiger noch von ihnen bestimmt waren, so daß auch schon Barbaren zu dieser Ehre und Würde gelangt waren. Dies eine Jahr des Consulates verlieh auf immer einer ganzen Familie Glanz und Ansehen, und konnte sie mehrere Mitglieder aufzählen, welche diese Würde bekleidet hatten, so zählte sie zu den erlauchten Geschlechtern. Ließen sich doch die Kaiser selbst wählen! doch mit dem Unterschied, daß ihr Consulat lebenslänglich und gleichsam ein Ober-Consulat neben dem eigentlichen und gewöhnlichen war, das alljährlich wechselte. Doch weder die kaiserliche Gunst, noch seine eigenen Verdienste, noch seine glänzende Laufbahn verbürgten dem Promotus persönliche Sicherheit; denn er hatte denjenigen Mann zum Feinde, der bei Theodosius in so hoher Gunst stand, daß er ihn, den Barbaren von geringer Her-

kunft, zu den ersten Würden des Hofes und des Reichs beförderte und ihm die Regierung des Morgenlandes anvertraute, während er selbst, Theodosius, im Abendland sein mußte und Arcadius noch unmündig war. Dieser Günstling und Emporkömmling hieß Rufinus und war ein Gallier von niedriger Geburt. Theodosius hatte mit scharfem Blick dessen Energie und Klugheit aus der Masse der untergeordneten Offiziere seines Heeres herausgefunden und ihn auf einen Platz gestellt, der seinen Fähigkeiten angemessener war. Rufinus wurde der mächtige Staatskanzler zu Constantinopel. War Theodosius dort, so zeigte Rufinus seine Lichtseiten: Einsicht, Thatkraft, Muth und Scharfsinn — und das Alles in tiefster Unterwürfigkeit vor dem kaiserlichen Herrn, so daß dieser, bestochen und geblendet, ein unbedingtes Vertrauen zu den ausgezeichneten Eigenschaften eines Mannes faßte, der mit solcher Begabung solche Ergebenheit verband. Dessen Schattenseiten blieben ihm aber verborgen, theils weil er nicht glauben wollte, was ihm von Rufinus Geldgier und Erpressungen zu Ohren kam, theils weil sich Rufinus aus Furcht vor dem Kaiser, besonders wenn derselbe in Costantinopel war, in Schranken hielt. Doch seine Habsucht machte ihn dem Volk verhaßt und sein aufgeblasener Hochmuth den Großen unerträglich. In einer Sitzung, welche die kai-

serlichen Räthe hielten, zu denen Promotus und Rufinus gehörten, betrug sich dieser mit so übermüthiger Nichtachtung fremder Ansicht, daß Promotus dem frechen Emporkömmling, von zorniger Verachtung hingerissen, einen Schlag in's Angesicht gab. Rufinus schwieg zu dieser Beleidigung; allein dies Schweigen war ein Todesurtheil für Promotus. Als sich bald darauf in jenem Theil von Thracien, wo die Gothen ihre Ansiedelungen hatten, Unruhen zeigten und der Kaiser den Promotus zu ihrer Bekämpfung schickte, sorgte Rufinus dafür, daß er nicht heimkehre. In einem Hinterhalt wurde Promotus überfallen und erschlagen.

So verlor Eudoxia nach ihrem Vater auch ihren Pflegevater. Doch dessen Wittwe, Marsa, eine kluge, stolze, ränkevolle Frau, blieb ihr gerade so mütterlich gesinnt wie früher — und indem sie ihr ganzes Haus mit demselben fürstlichen Glanz fortführte, der dem Reichthum, dem Ansehen und der Stellung ihres Gemahls entsprochen hatte, sorgte sie für Eudoxia's Erziehung und Ausbildung, als ob sie geahnt hätte, welchen Plan die göttliche Vorsehung mit diesem heranwachsenden, schönen Wesen habe. Eudoxia bekam eine gründliche Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache, so daß sie sich in beiden mit Gewandtheit ausdrücken konnte — und gründliche Unterweisung in den Lehren der christlichen Reli-

gion, die durch ihren tiefinnerlichen Zusammenhang das Nachdenken wecken, während sie durch ihren himmlischen Inhalt den Geist erleuchten und das Herz göttlichen Einflüssen zugänglich machen. Eudoxia besaß alle Fähigkeiten, um sich unter günstigem Einfluß zu einem sehr edlen Character zu entfalten. Aber der Unterricht ist nur e i n Theil der Erziehung. Der andere Theil ist das Beispiel. Möge die Atmosphäre, worin der Geist sich bewegt, noch so fein sein — weht aber in den Verhältnissen, Gesinnungen und Beispielen der Umgebung eine ganz andere Luft: so wird diese allmälig die Oberhand gewinnen und die niederen Eigenschaften auf Kosten der höheren pflegen und entwickeln.

Die Wittwe des Promotus kannte kein höheres Streben, als das: in der Welt zu glänzen; — durch Schönheit, durch Geist, durch Reichthum, durch Macht, durch Einfluß, durch Luxus glänzen — in erster Reihe die Erste sein: dies war das Feld, worauf sie sich bewegte, war der Leitstern, der ihr Leben regelte. Marsa war durchaus keine Frau, an der ein sittlicher Tadel haftete; allein es wäre auch ebenso unmöglich gewesen, ihr ein Lob zu spenden, welches sich auf gediegene Eigenschaften bezogen hätte. Sie brachte den größten Theil des Tages in ihrem Toilettenzimmer mit einem Schwarm von Dienerinnen zu, um die un-

ermeßliche Menge von Erfordernissen, welche ihre Toilette erheischte, anzuordnen, zu wählen, zu bestimmen. Sobald vornehme Frauen öffentlich in der Stadt erschienen, war ihr Kleid und Mantel weiß, mit einem goldgestickten Purpurstreifen umsäumt. In farbigen Kleidern erschienen öffentlich nur Frauen von niederm Stande und von mehr oder minder zweifelhaftem Ruf. Allein im Innern ihrer Häuses, oder wenn sie auf dem Lande lebten, rächten sich die Damen durch alle Farben des Regenbogens an der edeln Einfachheit ihres offiziellen Anzugs. Das that auch Marsa. Sie wechselte unaufhörlich ihre Kleider, ihren Kopfputz, ihren Schmuck, bevor sie für den Tag ihre Wahl traf. Eine zweite Beschäftigung war der Einkauf der Gegenstände, die zur Ausstattung ihrer Person und ihrer Gemächer gehörten. Die schwersten Seidenstoffe, die zartesten Wollwebereien, Edelsteine und Perlen, kostbare Essenzen, Salben und Räucherwerk, Gefäße, Schaalen, Kästchen von edlem Material und in schönen Formen, auch Schönheitsmittel und verschiedenfarbige Schminke: all diese Sachen waren unentbehrlich und waren der Gegenstand endloser Berathung und genauster Ueberlegung. Kam nun der Besuch von und bei andern Frauen hinzu, oder der Besuch des Circus, oder auch wohl der einer Kirche, besonders wenn Jemand predigte, der

ein berühmter Redner war: so war der Tag mit den wichtigsten Geschäften überfüllt und mit großer Selbstzufriedenheit begab man sich am Abend zur Ruhe.

So lebte Marsa; so lebten ihre beiden vertrauten Freundinnen Eugraphia, die Wittwe eines Großwürdenträgers des Hofes, und Castricia, Gemahlin des Feldherrn Saturnin. Sie gaben für die vornehme Frauenwelt von Constantinopel den Ton an, wetteiferten in Luxus, Pracht und Verschwendung und thaten unendlichen Schaden, weil eine Menge Frauen sich bemühten, es ihnen gleich zu thun, um ebenso wie sie bewundert und angestaunt zu werden.

Unter diesen Einflüssen wuchs Eudoxia zu einer blendenden Schönheit heran.

Der Brautzug.

Theodosius war todt; seine Söhne Kaiser; der Knabe Honorius im Abendland, der achtzehnjährige Jüngling Arcadius im Morgenland. Diesem hatte Theodosius den Rufin zum Rathgeber an die Seite gestellt; aber Rufin war der eigentliche unumschränkte Gebieter. Sein Ehrgeiz und seine Habsucht hatten nie Grenzen gehabt, nur sie von Außen gefürchtet. Dem jungen Arcadius gegenüber fiel diese Furcht weg. Rufin strebte nach dem Purpur, der schon manchen Emporkömmling in einen Cäsar-Augustus verwandelt hatte, und beabsichtigte die Vermählung seiner einzigen Tochter mit dem Kaiser. Das ganze Morgenland seufzte unter seiner Bedrückung, seiner grausamen Ungerechtigkeit, seinen Gelderpressungen, seinem tyrannischen Verfahren gegen Alle, die ihm nicht in sclavischer Unterwürfigkeit gehorchten. Aber — wie

ein reißender Tiger dem Stich einer kleinen Schlange erliegt: so ging es dem gewaltigen Rufinus. Er war der Herr des Kaisers; doch dessen Günstling war er nicht. Das war ein Freigelassener, ein Armenier, der jahrelang als Sclav in dem kaiserlichen Marstall als niedriger Knecht gedient hatte, dann in den Dienst des Feldherrn Arinthäus kam und eine große Geschicklichkeit im Kräuseln des Haares entwickelte. Arinthäus schenkte ihn deshalb seiner Tochter, als diese sich vermählte, und Eutrop, so hieß der Sclav, mußte nun das Haar seiner Gebieterin kämmen und in Locken legen. Doch sie wurde seiner überdrüssig, und da ihn wegen seiner Häßlichkeit und seines Alters Niemand mehr kaufen mogte, so gab sie ihm die Freiheit — und überließ ihn der Armuth. Doch Eutrop fand einen Beschützer an dem Feldherrn Abundantius, der ihn früher bei Arinthäus gesehen hatte und nun des Elenden sich erbarmte, indem er ihn in den kaiserlichen Palast zu geringen Dienstleistungen empfahl. Jetzt fühlte sich Eutrop auf seinem wahren Boden. In diesem an Leib und Seele mißgestalteten Wesen brannte eine Eitelkeit, die nie ihre Befriedigung gefunden hatte und nun diese Möglichkeit vor sich sah. Er wußte sich so zu drehen und zu wenden, zu gleiten und zu gleißen, daß er sich in den untersten Rang der persönlichen Umgebung des Kai-

sers Arcadius hinein ringelte und durch eine Aufmerksamkeit, die jedem Wort, jedem Wink zuvorkam, es dahin brachte, von dem gutmüthigen, arglosen Jüngling bemerkt zu werden. Eutrop sah sein Spiel als gewonnen an. Er bat um die Gunst, die Kleiderkammer zu verlassen, in welcher er bisher angestellt war, und den kaiserlichen Leibdienern beigezählt zu werden — was Arcadius ihm gern gewährte. Nun hatte Eutrop festen Fuß gefaßt, und in diesem warmen Nest der Gunst des Kaisers schwoll seine Eitelkeit in dem Maß auf, als er mehr und mehr das erlangte, was sie begehrte — und was, anstatt sie zu befriedigen, sie nur reizte.

Rufinus in seinem hochfahrenden Uebermuthe beachtete nicht die kleine Viper, die im Schatten des Thrones nach ihm züngelte, und schritt fort auf dem Wege rücksichtsloser Gewaltthat, welche ihm den glühendsten Haß des ganzen Volkes, der Vornehmen wie der Geringen, der Armen wie der Reichen zuzog. Das kümmerte ihn nicht. Er war Präfect des Prätoriums zu Constantinopel geworden und bekleidete somit die höchste Würde im Reich. Seine Mitschuldigen, die ihre Aemter und Stellen von ihm erkauft hatten, bildeten eine ungeheuere Zahl von Anhängern, die ihn stützten und trugen. Ein Paar Monate nach dem Tode des

Theodosius schien es ihm an der Zeit, die Vermählung des Arcadius mit seiner Tochter in's Werk zu setzen, und er suchte die Höflinge, die Alles von ihm zu hoffen wie zu fürchten hatten, für seine Absicht zu gewinnen, damit der kaiserliche Jüngling bestimmt werde, seine Wahl auf Rufins Tochter zu lenken.

Die Höflinge gingen eifrigst auf den Plan des mächtigen Mannes ein, und Arcadius hörte einen Chor der Bewunderung und des Lobes über die tausend Vorzüge des jungen Fräuleins. Er hatte aber nicht die mindeste Neigung weder für die Person, noch für die Verbindung; denn Sylvina gefiel ihm ebenso wenig, als er ihren Vater liebte. Er hielt Rufinus für einen tüchtigen Staatsmann und hatte eine hohe Meinung von seinem Verstand, doch nicht das Vertrauen, das die Jugend gern einem erfahrnen Freunde schenkt. Deshalb wünschte er auch nicht Rufins Schwiegersohn zu werden. Ueberdas hatte ihm Eutrop von einem andern jungen Fräulein erzählt, welches unvergleichlich an Schönheit und Geist — und das einzige Wesen sei, das mit dem Kaiser den Thron des Orients zu theilen verdiene. Durch tausend Liste und Bestechungen und ohne irgend Jemand seine Absicht ahnen zu lassen, hatte Eutrop sich ein Bild Eudoxia's zu verschaffen gewußt. Er

zeigte es dem Kaiser. Arcadius war hingerissen von dieser Schönheit, unter deren Zauber er vollständig gerieth.

Es fügte sich, daß Rufin eben abwesend war, um persönlich eine Missethat auszuführen. Nach Antiochien war er gereist, wo der edle Graf Lucian, Befehlshaber des Heeres in Syrien, nach den Grundsätzen von Pflicht und Gewissen handelte und gegen ungerechte Ansprüche taub, für Bestechung unzugänglich war. Der Mann mußte aus dem Wege geschafft werden! Kaum war Rufin Nachts in Antiochien angelangt, so ließ er den Grafen gefangen nehmen, vor seinen Richtstuhl führen und ohne irgend eine Anklage dermaßen geißeln, daß er seinen Geist unter den Henkershänden aufgab. Die Stadt gerieth in heftige Aufregung über den Frevel. Um ihn zu sühnen, ließ Rufin einen Säulengang bauen, der an Pracht alle Gebäude des prächtigen Antiochien übertraf. Dann reiste er zurück und vernahm bei seiner Heimkehr mit großer Befriedigung, daß das Hoflager und die Stadt mit Zurüstung zur kaiserlichen Vermählungsfeier beschäftigt sei, die Arcadius plötzlich auf den 27. April angesetzt habe. Der Name der künftigen Kaiserin war unbekannt. Rufin mogte das wohl etwas seltsam finden. Seiner Gemahlin war nicht die leiseste Kunde von den Absichten des

Kaisers zugekommen und auch gegen ihn verharrte Arcadius in tiefem Schweigen. So weit ging schon Eutrop's Einfluß, der sich an der gründlichen Niederlage des mächtigen Mannes weiden und ihm zeigen wollte, daß er einen glücklichen Nebenbuhler in der Herrschaft über den Kaiser bekommen habe. Dennoch kam kein Zweifel in Rufins stolzen Sinn. Er war ein strenger Gatte und Vater, der es nicht zu schätzen wußte, daß alle Frauen seiner Familie, Gattin, Tochter und Schwester, zu den edelsten weiblichen Wesen gehörten, die durch ein Leben voll Thränen, voll Gebet und voll Werke der Barmherzigkeit seine Frevel gut zu machen suchten. Sie gehörten in jenen Kreis ausgezeichneter Frauen, die damals in Constantinopel wie in Rom, im Herzen und im Leben wahrhaft durchdrungen vom Geist des christlichen Glaubens, ganz idealische und deshalb unendlich tief wirkende Erscheinungen in einer Zeit waren, wo die große Strömung mehr dem heidnischen Materialismus als dem Christenthum sich zuneigte.

Rufinus befahl seiner Gemahlin, Sylvine so zu schmücken und ein solches Gefolge für sie bereit zu halten, wie es sich gezieme für die kaiserliche Braut, welche die Abgesandten des Kaisers zu empfangen habe. Sylvine und ihre Mutter, und Sylvia, Rufins Schwester, zitterten vor der Höhe, nach wel-

cher Rufin trachtete; aber sie gehorchten in demüthiger Unterwerfung ohne zu fragen oder zu klagen. Ueberdas war es etwas Undenkbares die Brautwerbung des Cäsar-Augustus abzulehnen.

Der bestimmte Tag brach an; — ein so lieblicher Frühlingstag, wie er je dem Gestade der Propontis gelächelt hatte. Land und Meer und Firmament strahlten in Farbenpracht und verschmolzen in Licht. Ganz Constantinopel war in festlicher Bewegung, Straßen und Plätze voll Neugieriger und von Chalcedon und der ganzen bythinischen Küste ruderten überfüllte Nachen der Kaiserstadt zu. Um Rufins Pallast sammelte sich die Masse des Volkes und im Pallast Diejenigen, die es sich angelegen sein ließen, die Ersten zu sein, um dem Schwiegervater des Kaisers ihre Glückwünsche darzubringen, und zugleich mit diesem Ausdruck ihrer Ergebenheit Wünsche für ihr eigenes Glück auszusprechen. Im innern Hof und im Portikus, der ihn umgab, standen Gruppen dieser Unterthänigkeitsbeflissenen, während Männer von höherem Rang, aber von derselben niedrigen Gesinnung zu den Gemächern Zutritt hatten, jedoch nicht zu Rufins Person. Er wollte erst dann unter ihnen erscheinen, wenn er ihre Huldigungen entgegen nehmen konnte.

Nur zwei Personen im Pallast hatten ganz an-

dere Gedanken und Gefühle als die Menge: Sylvine und ihre Mutter: In frommer Hingebung an den Willen Gottes, den Lenker der Schicksale, harrten auch sie der Entscheidung — doch ohne Unruhe, ohne Spannung und besonders ohne frohe Hoffnung. Was Sylvine durch ihren Vater vom Kaiser, vom Hoflager, von der Umgebung des Thrones gehört hatte, flößte ihr kein Vertrauen, keine Ehrfurcht ein, und der Glanz dieser Vermählung konnte ihre edle Seele nicht blenden und nicht trösten.

Vom Kaiserpallast aus hatte sich ein Zug in Bewegung gesetzt, den der Oberkämmerling anführte. Dies war Eutrop: der Stallknecht war zum Hofmarschall geworden. Eine Schaar von prächtig gekleideten Edelknaben trug die kaiserlichen Brautgeschenke offen vor Aller Augen. Auf goldenen Schaalen lagen Schnüre von orientalischen Perlen, milchweiße und rosenrothe; — lagen Diamanten und Smaragden, seltene Gemmen, Juwelen in allen Farben, Geschmeide für den Nacken, die Arme, das Haar, Ringe, Nadeln und Spangen — massenhaft. In zierlich gearbeiteten silbernen Kästchen standen Phiolen von egyptischem, röthlich schimmernden Alabaster voll duftender Essenzen von fabelhaftem Werth, für die Kleider, das Haar, die Hände, und mit dem köstlichsten Räucherwerk für die Zimmer. In größeren Kasten wurden die

Stoffe getragen, von Seide, Wolle, Byssus, gestickt, durchwirkt, verziert, einfach, allen Launen des Geschmacks und der Phantasie genügend. Der Hofstaat folgte, und eine Schaar der Leibwache geleitete die Brautgeschenke und deren Träger. Alle waren der Ueberzeugung, welche die Unmasse der Schaulustigen theilte, daß der Zug sich zum Pallast Rufins begeben werde: so vollkommen hatte Eutrop sein und des Kaisers Geheimniß bewahrt. Aber man kam nicht so weit. Plötzlich ließ Eutrop vor dem Pallast der Wittwe des Promotus Halt machen, und strahlend in seinen Festgewändern, in seiner Schadenfreude und seiner Schminke, gebot er dem Thürhüter das äußere Thor zu öffnen — und der Zug verschwand vor den Augen der verblüfft gaffenden Volksmenge.

Rufin hörte ihn nahen, hörte das summende Gewoge, das dumpfe Getöse von vielen tausend Fußtritten. Auf Einmal stockte Alles. Was war geschehen? — Wahrscheinlich ein kleiner Unfall, der alsbald beseitigt sein würde. Aber nein! der Zug setzte sich nicht wieder in Bewegung, kam nicht näher — und die Zeit verging. Das unermeßliche Freudejauchzen, das Eutrop begrüßte, als er ohne die Brautgeschenke Marsa's Pallast verließ, löste wie mit einem Donnerschlag Rufins furchtbare Spannung. „Getäuscht! betrogen!“ murmelte er

zitternd vor Zorn. Aber er nahm sich zusammen, bemeisterte den Ausdruck von Haß- und Rachegefühlen, die in seiner Brust kochten, ließ allen Ergebenheitsbeflissenen Muße, sich leise zu entfernen, und begab sich dann erst mit seiner gewohnten stolzen Miene und Haltung zu seiner Gemahlin. Kein Diener wagte die Augen aufzuschlagen, als Rufin durch die Vorhallen schritt. Es war, als fürchte Jeder von einem Blitzstrahl getroffen zu werden. Aber er gab einige Befehle im gewöhnlichen strengen und kalten Ton und Alle athmeten erleichtert auf, als sei ein Ungewitter abgezogen, da er in den Gemächern seiner Frau verschwand.

Diese hatte bereits durch ihre Frauen die schnell verbreitete Kunde erhalten, daß Eudoxia die auserwählte Kaiserbraut sei — und mit Freudenthränen sank Sylvina in die Arme ihrer Mutter und dankte Gott mit gerührtem Herzen.

Da trat Rufinus ein und überrascht von den Thränen seiner Tochter sprach er finster:

„Du weinst? — Tröste Dich! . . . Wir sind noch nicht am Ende . . . . und Du sollst dennoch Augusta werden.“

„O Herr . . . . ich bitte . . . nein“ . . . — stammelte Sylvine entsetzt und ihre Thränen stockten.

„Wer sagt Nein, wenn ich Ja sage,“ entgegnete Rufin in einem Ton, der wie Hammerschlag klang.

„Ich habe nur ein Kind; dies Kind soll eine Krone tragen. Dies ist mein unwiderruflicher Wille.“

Von den heftigsten entgegengesetzten Gefühlen bestürmt, wurde Sylvine bleich und immer bleicher und sank ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter. Rufin klatschte in die Hände; eine Schaar von Dienerinnen stürzte herbei.

„Präge ihr ein,“ sprach er eiskalt zu seiner Gemahlin, „daß der Wille des Vaters das Gesetz für die Tochter sei. Wozu seid Ihr Christinnen, wenn Ihr das nicht wißt!“

„Sie hat nicht gegen den Gehorsam gefehlt, Herr,“ entgegnete die Mutter bewegt und sanft; — „und sie wird auch ferner gehorchen. Habe nur Nachsicht mit dieser vorübergehenden Schwäche, die eine Folge ungewohnter Aufregung ihres stillen Lebens ist.“

„Weshalb führt ihr ein so stilles Leben, daß das geringste Ereigniß Euch erschüttert?“ fragte Rufin hart.

„Weil wir in der Zurückgezogenheit sehr zufrieden sind, Herr.“

„Haltet das, wie Ihr wollt. Aber Eines merke Dir: Sylvinens Bestimmung ist ein Thron. Dabei bleibt es.“ — —

Eine Aufregung anderer Art herrschte in Marsa's Pallast. Mit grenzenloser Ueberraschung hatte

Eudoxia — mit grenzenloser Befriedigung Marsa die kaiserliche Botschaft empfangen, die kaiserlichen Geschenke angenommen.

„Es ist mir wie ein Märchen," sagte Eudoxia, als sie in dem Saal umherging, wo all die Herrlichkeiten aufgestellt waren.

„O nein, kein Märchen!" rief eine von Eudoxia's dienenden Frauen, und hob mit beiden Händen eine Schaale auf, worin die schönsten orientalischen Perlen schimmerten.

„Kein Märchen!" sagte eine andere und entfaltete einen Purpurstoff, durchwirkt mit goldenen Palmen.

„Kein Märchen!" rief die Dritte frohlockend; „denn noch heute wirst Du, o Herrin, Kaiserin des Morgenlandes."

„Freuest Du Dich nicht?" fragte eine Vierte. „Wenn mir so etwas widerführe, würde ich ganz außer mir vor Wonne und Entzücken sein. Das bist Du nicht."

„Ich bin nicht mit Dir zu vergleichen, arme Aglaë," sagte Eudoxia gelassen. „All diese Herrlichkeiten sind schön, märchenhaft schön; aber freuen werde ich mich erst dann, wenn ich Kaiserin bin."

„Und wenn das ganze morgenländische Reich huldigend zu Deinen Füßen liegt," sagte Marsa, die in den Saal trat. „Ueber Edelsteine und kost-

bare Stoffe freuen sich die Niedriggeborne und Niedriggesinnten. Ein Wesen wie Du, von edler Abkunft und von hoher Sinnesart betrachtet die größten Schätze als etwas, das ihm mit Recht gebührt; — nicht als einen erstaunlichen Glücksfall. Jetzt aber kommt Ihr Alle und laßt uns unsere Kaiserin schmücken. Nur noch drei Stunden und der Brautzug erscheint und führt sie zur Vermählungsfeier nach der Sta. Sophia und dann in den Constantinischen Pallast."

Marsa schloß Eudoxia zärtlich in ihre Arme, führte sie in die inneren Gemächer und sprach:

„Wahrlich, das hat Promotus, mein Gemahl, nicht geahnt, als er Dich, die Tochter seines edeln Freundes, in unser Haus brachte, daß Du ihn an seinem Todfeind rächen würdest, indem Deine Schönheit Rufins stolzen und theuersten Plan durchkreuzt und seine Tochter von dem Platz verdrängt, den seine Unverschämtheit erstrebte."

„Das ist nun etwas, das mich sehr freut!" rief Eudoxia. „Wie ich nichts dazu gethan habe, um in Deine mütterliche Obhut zu kommen: so habe ich auch jetzt nichts thun können, um den Mann, der Dir mit Recht tief verhaßt ist, gründlich zu demüthigen. Es ist Gott selbst, der diese Vergeltung herbeigeführt hat — und nie werde ich es vergessen, daß Dein Haus der Weg war, auf

dem ich zum Thron des Kaisers Arcadius gegangen bin."

Nach einigen Stunden stand Eudoxia im strahlenden Brautschmuck, den ihre Schönheit überstrahlte, an der Seite des Kaisers in der prachtvollen Sta. Sophia, und der Patriarch Nectarius vollzog den Ritus, der dem Ehebund den Segen der Kirche gibt. Rufinus, als der erste Großwürdenträger des Reiches, durfte nicht fehlen bei der heiligen Ceremonie. Er war ein ungewöhnlich schöner Mann, und in seiner großen, majestätischen Gestalt lag eine gebietende Würde. Mit ruhiger Haltung wohnte er der Ceremonie bei und nicht einen Augenblick verlor er seine stolze Fassung, obschon er wußte, daß er der Gegenstand des Hohns, der Neugier und der Schadenfreude für all die Tausende sei, welche sich in dem Gotteshause zusammendrängten. Er wollte Keinem die Befriedigung gönnen zu glauben, daß er sich durch irgend ein Ereigniß gedemüthigt fühlen könne. In der That war es auch nicht diese Empfindung, die in ihm vorherrschte. Ein Character, wie der seine, hält sich dabei nicht auf. Je mehr man ihn unterdrücken mögte, desto mehr treibt man seinen verwegenen Hochmuth hervor.

Enttäuschungen.

Eudoxia war die Gemahlin des Kaisers Arcadius. Die ersten Tage, die ersten Wochen vergingen in der Berauschung, welche diese neuen Verhältnisse für ihre sechszehn Jahre hatten. Dann aber fing sie an, sich in diesen Verhältnissen umzuschauen, und das geschah nicht, ohne einige Tropfen Wermuth in den Becher ihrer Freuden zu mischen. Arcadius liebte sie mit der ausschließlichen Liebe, die keiner Zweiten gilt; dessen war sie sich vollkommen bewußt und vollkommen entschlossen, sich diese Liebe zu bewahren. Warum denn aber war sie nur seine Gemahlin und nicht Kaiserin? Es war noch ein Ueberrest der heidnischen Weltanschauung, die, weil ihr der eine Gott fehlte, sich dafür eine Art von Stellvertreter in dem Herrscher schuf und ihm quasigöttliche Attribute beilegte. Alle Macht, alle Würde war in ihm gesammelt. Von ihm ging

sie wie ein Abglanz aus und auf diejenigen über, denen er für gut fand, sie zu verleihen. Des Kaisers Sohn war nur dann Augustus — des Kaisers Gemahlin nur dann Augusta, wenn er ihnen diesen Titel verlieh. Und Arcadius hatte ihn nicht an Eudoxia gegeben! sie hieß nur „Epiphanestate,“ die Alleredelste. Dies war ihr um so empfindlicher, als sie erfahren hatte, daß die Kaiserbrüder nach dem Tode des Theodosius ihre kleine Stiefschwester Galla Placidia zur Augusta ernannt hatten; und nun vermählt sich der Kaiser des Morgenlandes und gibt seiner Gemahlin diesen Titel nicht! — Und warum nicht? — Wer hielt ihn davon ab? — Was konnte ihn hindern? —

Sie kannte noch nicht die Fesseln, in welche sein schwacher und träger Character ihn schlug. Hätte er seiner Neigung folgen dürfen, so wäre der Titel Augusta Eudoxia's Morgengabe gewesen; aber das gab Eutrop nicht zu.

„Etwas Geduld, o du mächtigster Kaiser!“ sagte er schmeichelnd. „Laß der alleredelsten Eudoxia Zeit, Dir einen Sohn und Nachfolger zu schenken. Dann erst wäre sie in den Augen Deiner Völker würdig, Kaiserin zu sein.“

„Aber ich würde sie schon jetzt gern mit dem Titel Augusta schmücken,“ entgegnete Arcadius mißmuthig.

„Der Kaiser ist es seinen Völkern, ist es dem ganzen Reiche schuldig, uns mit Nachkommenschaft, mit einem Sohne zu beglücken," sagte Eutrop mit großer Ehrfurcht.

„Was hat das mit dem Titel der Kaiserin zu thun!" rief Arcadius.

„O Herr, sehr viel!" versetzte Eutrop lächelnd. „Ein Sohn, ein Nachfolger, ist ein Unterpfand künftiger Ruhe des Reichs, ist eine Schutzwehr gegen freche Bestrebungen ehrgeiziger Thronräuber, ist ein Band gegenseitiger Anhänglichkeit bis in die fernste Zeit hinab, ist gleichsam eine Nothwendigkeit neben dem Thron des erhabensten Kaisers. Hätte die alleredelste Eudoxia nun das Unglück — denn man muß auch inmitten des Glücks an traurige Möglichkeiten denken! — nicht Mutter eines Thronfolgers zu werden: so würde sie leichter in das Privatleben zurücktreten, wenn sie noch nicht zur Augusta ernannt wurde. Deshalb wäre dies glückselige Ereigniß auf jeden Fall abzuwarten."

„Du bist unsinnig zu wähnen, daß irgend etwas mich bestimmen könnte, Eudoxia zu verstoßen!" rief Arcadius erregt.

„Auch der unüberwindliche Kaiser des römischen Reichs im Morgenlande hat seine Pflichten gegen dieses Reich," sagte Eutrop mit großem Pathos.

Und dieses Wort „Pflicht", das für ihn ein

leerer Schall war, genügte dem frommen Sinne des Kaisers, um Eutrops Rath bezüglich der Titelverleihung vor der Hand zu befolgen.

Eutrop aber dachte minder daran, ob Eudoxia Mutter eines Sohnes werden — als ob sie in seiner Hand gefügig wie der Kaiser sein würde, den er mit großen Worten einschüchterte.

Rufin war keineswegs gesonnen, seinem glücklichen Nebenbuhler freie Hand zu lassen. Er dürstete nach Rache, nach einer großartigen, durchgreifenden Rache. Nicht der Günstling — sondern der Kaiser selbst sollte sie fühlen. Er knüpfte bei den Gothen heimliches Einverständniß zur Empörung an. Sie bildeten unter Feldherren ihrer Nation besondere Abtheilungen im kaiserlichen Heere und waren diesen Feldherren viel anhänglicher und ergebener, als dem Kaiser. Durch sie wollte Rufin zum Purpur gelangen.

Aber Eutrop war wachsam. Seine Späher verloren Rufin keinen Augenblick aus dem Gesicht und der Verrath, den dieser am Kaiser üben wollte, umringte und umstrickte ihn selbst. Der gothische Heerführer Gaïnas, mit dem Rufinus im Einverständnisse zu sein wähnte, fand es zweckmäßiger, für diesmal auf des Kaisers Seite zu stehen und im Bunde mit Eutrop zu handeln.

Gaïnas führte die gothischen Truppen aus dem

Abendlande zurück, wo Theodosius mit ihnen kurz vor seinem Tode die Empörer Arbogast und Eugenius besiegt hatte. Es war in Constantinopel üblich, daß der Kaiser seinem siegreich heimkehrenden Heere entgegen gehe. Das geschah auch jetzt. Im festlichen Zuge begab Arcadius sich vom Hebdomonpallast zum goldenen Thore. Sein Hofstaat umringte ihn, der Präfect des Prätoriums ging ihm zur Seite, stolzer und majestätischer denn je, strahlend von kühner froher Hoffnung, deren Erfüllung er sicher erwartete.

Als die Begrüßung des Kaisers vorüber war, drängte sich Gaïnas mit seiner Leibwache an Rufinus heran. Dieser glaubte, sie wollten ihn zum Kaiser ausrufen — aber Gaïnas gab den Seinen ein verabredetes Zeichen und sie tödteten ihn zu den Füßen des entsetzten Kaisers.

Ungestraft war der Mord geblieben, den Rufinus an dem edlen Grafen Lucian beging; ungestraft blieb Rufins Mord, da Eutrop und Gaïnas dem Kaiser dessen hochverrätherischen Plan darlegten und auf das freudejauchzende Volk deuteten, welches sie als Befreier begrüßte und mit unbeschreiblichem Jubel den Untergang des verhaßten Mannes feierte. Der Kaiser war einen Augenblick heftig erschüttert. Dieser Verräther, dieser Ermordete war derselbe Rufinus, dem sein großer Vater

einst die Vormundschaft des Arcadius und die Regierung des Morgenlandes anvertraut hatte — und ein Grauen überfiel ihn vor den Wechselfällen des Lebens und vor der Unzuverlässigkeit der Menschen. Aber der Eindruck ging vorüber, ohne ihn auf die Nothwendigkeit weiser Vorsicht hinzuführen.

Rufins Wittwe war von Schmerz gebrochen, ihren Gatten so zu verlieren. Er war Christ, wie so viele am Hof es waren: weil der Kaiser es war. Daß seine Gesinnungen und Handlungen nur allzusehr das Christenthum verleugneten, wußte sie; — und nun hatte er, ganz erfüllt von diesen Gesinnungen, den Tod gefunden! — Der Aufenthalt in Constantinopel, wo sein Andenken mit Fluch beladen war, wurde ihr unerträglich. Sie bat den Kaiser um Erlaubniß, sich nach Jerusalem begeben zu dürfen. Palästina übte damals einen namenlosen Zauber über alle ernsten Gemüther, alle denkenden Geister, alle frommen Seelen aus. Es war etwas in der Luft der Zeit, was furchtbare Stürme, welterschütternde Catastrophen ankündigte. Einige glaubten an eine heidnische Prophezeihung, daß im Jahre 399 das Christenthum untergehen werde. Andere beängstigte der Verfall des Scepters in den Händen von zwei Unmündigen. Noch Andere die Zerfallenheit des Reiches den barbarischen Völkern gegenüber, die aus der Erde zu wachsen schienen,

und wie eine unaufhaltsam steigende Meeresflut über die Grenzen des Reiches quollen. Und wieder Andere beängstigten die Mißstände, welche Sektengeist und Häresie, kaiserliche Einflüsse und weltliche Elemente in die Kirche hineingebracht hatten. Es war Niemand ruhig als zwei Classen von Menschen: die Oberflächlichen, die sich im Weltgenuß verloren, und die glaubensstarken Seelen, die sich in der Hand Gottes und am Fuße des Kreuzes sicher wußten. Diese Letzteren führte ein mächtiger Drang nach Palästina zu den heiligen Stätten, die durch das Leben und Sterben des göttlichen Erlösers für immer geweiht sind. Trotz der unsäglichen Mühsale der Seereisen, machten nicht blos Männer, sondern auch vornehme, verwöhnte Frauen die Pilgerfahrt nach Palästina, und Manche von ihnen, angegriffen von der Macht heiliger Erinnerungen und von dem Frieden stiller Abgeschiedenheit, blieben für immer dort und entsagten der Welt für den Umgang mit Gott. Zu diesen gehörte die Wittwe des Rufinus und seine Tochter. Sie gründeten in Jerusalem ein Spital für arme kranke Pilger und widmeten sich allen Werken der christlichen Nächstenliebe.

In Constantinopel aber hörte man bald auf, Rufins Tod zu bejubeln, als man merkte, welchen Nachfolger er bekommen habe. Rufinus war doch ein

Mann voll Verstand und Energie, voll Muth und Geschicklichkeit gewesen. Er begriff doch seine Stellung, wußte sich zu benehmen und zu reden, wie es sich ziemte, wenn er bei öffentlichen Handlungen erschien. Er vertrat doch das kaiserliche Ansehen, die Würde des Reiches. Aber Eutrop! Alle Schattenseiten Rufins und keine einzige seiner Lichtseiten waren in ihm zu finden. Man haßte ihn nicht nur wegen seiner Habgier, Ungerechtigkeit und Feilheit; man verachtete ihn auch wegen seiner brutalen Eitelkeit und gänzlichen Unfähigkeit zu dem schweren Geschäft der Regierung des Reiches.

Niemand haßte ihn mehr, als Eudoxia. Trotz ihrer großen Jugend hatte sie starke Anwandlungen von Herrscherlaunen. Sie selbst hätte gern statt Arcadius die Zügel der Regierung geführt. Sie fühlte sich gedemüthigt für den Kaiser, verletzt für den Gemahl, beleidigt für sich, durch die unwürdige tyrannische Herrschaft des Günstlings, der von einer Stufe der Ehren zur andern stieg und in dem Reichthum schwelgte, den er durch tausend Frevel sich erwarb. Eutrop sah nur zu gut ein, daß sein Ansehen in dem Augenblicke schwinden werde, wo Eudoxia vom Kaiser zu den Regierungsgeschäften zugelassen und somit zum Uebergewicht gelangen würde. Je mehr sie dahin strebte, desto beflissener war er, sie zurückzudrängen. Sein stärkstes Argu-

ment gegen jede Einmischung von ihrer Seite war: daß das Reich bei den schwierigen Zeitläuften, ringsum bedroht von kriegerischen, eroberungsdurstigen Völkern, gar nicht genug tüchtige und muthige Männer an der Spitze haben könne. Dies war ganz richtig. Da er aber den Kaiser Arcadius zu dem falschen Schluß zu bringen wußte: Eutrop sei der Mann, der jene Eigenschaften genügend besitze, so blieb der Günstling fest in seiner bevorzugten Stellung.

Um sich nach einer andern Seite hin als Kaiserin zu fühlen, lebte Eudoxia in grenzenloser Verschwendung. Was nur an kostbaren Edelsteinen aufzutreiben war, wollte sie, mußte sie besitzen. Es waren aber in Constantinopel manche Damen aus alten, reichen Familien, die außerordentlich schöne Diamanten besaßen und gar nicht geneigt waren, sich von Eudoxia verdunkeln zu lassen. Sie wetteiferten lieber mit ihr und trieben sie dadurch zu gesteigerter Verschwendung. Die gönnte ihr Eutrop! So große Summen Eudoxia verlangen mogte — immer stellte er sie ihr zur Verfügung, und so war sie genöthigt, ihn, trotz ihrer Abneigung, nützlich zu finden. Aber sie weinte zuweilen vor Zorn. So traf Marsa sie einst. Ein prächtiges Diadem von Diamanten lag funkelnd in einem zierlichen Kästchen auf dem Tisch und Eudoxia betrachtete es mit strömenden Thränen.

„Du weinst bei dem Anblicke dieser Edelsteine!" rief Marsa, nahm den herrlichen Schmuck aus dem Kästchen und wollte ihn auf Eudoxia's blonde Lockenfülle legen. Doch diese machte eine abwehrende Bewegung und rief lebhaft erregt:

„Es ist nicht das Diadem der Kaiserin! . . . . alles Andere freut mich nicht!"

„Doch, meine Tochter, doch! gib der Vernunft Gehör," sagte Marsa begütigend. „Jenes wird Dir mit der Zeit nicht fehlen. Freue Dich einstweilen über dieses. Es hat auch seinen Werth . . . . besonders den: Deine schöne Stirn zu schmücken. Und sieh nur, wie das gearbeitet und zusammengesetzt ist: Rosen von Rubinen und die Blätter — Smaragd und das feine Gezweige — Diamanten! Das ist etwas wunderbar Herrliches. Schau' nur her!"

Mit thränenfeuchten Augen betrachtete Eudoxia den Schmuck.

„Nun wollen wir ihn Dir anlegen!" rief Marsa.

„Dann müßte das Haar anders geordnet werden.... und dazu bin ich nicht aufgelegt," entgegnete Eudoxia zögernd.

„Das wird Dich zerstreuen, meine Tochter, und angenehme Zerstreuung ist Dir nothwendig," sagte Marsa schmeichelnd. Und ohne Eudoxia's Antwort abzuwarten, klatschte sie in die Hände und berief

einige dienende Frauen, besonders die, deren Amt es war, den glänzend polirten Silberspiegel der Herrin vorzuhalten.

Für einen Augenblick war Eudoxia getröstet, denn ihr Stolz trat hinter ihrer befriedigten Eitelkeit zurück — um jedoch bald wieder die Oberhand zu gewinnen.

Dann kam Kummer anderer Art. Sie wurde Mutter einer Tochter — und dann abermals einer Tochter. Bei der Geburt des ersten Kindes hatte sie gehofft, das Ziel ihrer Wünsche, den Titel Augusta, zu erreichen. Aber nein! Arcadius — oder vielmehr Eutrop! — blieb unbeweglich; nur ließ er die Hoffnung durchschimmern, daß dies bei der Geburt eines Sohnes geschehen könne. Allein statt des ersehnten Sohnes kam eine zweite Tochter auf die Welt. Eudoxia begrüßte sie traurig und gedemüthigt. Sie ahnte nicht, daß auf diesem Kinde — dem einzigen in der ganzen Nachkommenschaft — der Geist des großen Theodosius ruhen werde. Dies Kind war Pulcheria, die Heilige im Purpur. Doch es war kein Sohn! —

Eutrop.

In dem Pallast des Patriarchen von Constantinopel befanden sich in einem entlegenen, sehr einfachen Zimmer zwei Geistliche. Der eine war jung; der andere hatte kein Alter. Die schmächtige, fast gebrechliche Gestalt, die feinen Züge, das dunkle tiefeingesunkene Auge machten es ungewiß, ob Krankheit oder die Jahre ihn zum Greise gemacht. Wenn er schwieg, mußte man ihn für ungemein schwach und hinfällig halten. Wenn er sprach, kam ein wunderbar kräftiges Leben in Blick und Ton, Ausdruck und Haltung. Jetzt sprach er zu dem jungen Geistlichen, der in Ehrfurcht vor ihm stand:

„Gehe zu ihm, Serapion, und sage ihm genau Alles, was ich Dir aufgetragen habe: ich ließ ihn bitten, anflehen, warnen, dies grausame Gesetz zurückzunehmen. Er würde mir noch einst

selbst für meine Bitte Dank sagen; — wenn nicht jetzt, so doch gewiß in seiner Todesstunde. Sag' ihm das."

„Ich werde es sagen, heiliger Vater; aber zürne nicht dem Boten, wenn Deine Botschaft kein Gehör finden sollte," erwiederte Serapion.

„Sollte ich so ungerecht sein, mein Sohn? Nein! der Erfolg steht bei Gott. Doch wir müssen das unsere thun, um Unmenschliches zu verhüten, so weit es in unserer Macht steht."

Es war der Patriarch Johannes, mit dem Beinamen, der sein gewöhnlicher Name geworden ist — Chrysostomus, Goldmund, welcher seinen Diacon Serapion an den Consul Eutrop sendete. Denn dies Jahr, das letzte des Jahrhunderts, hatte der Welt die Ungeheuerlichkeit gebracht, einen Sclaven, der seine Jugend als Stallknecht und seine spätern Jahre als Haarkräusler verlebte, und der sich nie anders als durch Untugenden auszeichnete, unter den Nachfolgern des Fabius und der Scipionen zu sehen. In Rom wurde er aber nicht anerkannt. Der Senat verwarf ihn und die Annalen der Republik führten für dieses Jahr nur einen Consul, Mallius Theodorus, auf. Eutrop tröstete sich über dies Mißgeschick. Für Constantinopel war er Consul, seine Bildsäule prangte auf dem Forum und wurde, vervielfältigt durch Erzguß, in

die Provinzen entsendet, und Rang und Würde eines Patrizius sicherten ihm für die Zukunft eine hohe Stellung. Merkwürdiger Weise war Eutrop es gewesen, der den frommen Priester und berühmten Prediger Johannes Chrysostomus aus dessen Vaterstadt Antiochien auf den Patriarchensitz berufen hatte. Der Ruf seines heiligen Wandels und seiner seltenen Geistesgaben war längst nach Constantinopel gedrungen; das Volk verlangte ihn, der gutgesinnte Theil des Clerus ersehnte ihn; Alle kamen überein, daß ein so hochbegabter Mann der Residenz zur Ehre und Zierde gereichen werde; und Eutrop, herzlich froh, sich durch die Erfüllung eines allgemeinen Wunsches so leicht Dank erwerben zu können, hatte den Kaiser vor etwa zwei Jahren unschwer zu dieser Berufung bewogen. Er rechnete auf die Art von Dankbarkeit, wie niedrige Seelen sie verstehen; nämlich auf blinde Ergebenheit. Der Patriarch dankte ihm nach der Art der großen Seelen: er sagte ihm die Wahrheit. Der ganze Hof, die ganze Stadt haßte und fürchtete Eutrop — und unterwarf sich ihm. Eudoxia haßte und fürchtete ihn, ohne sich zu unterwerfen. Der Patriarch that nichts von dem Allen, sondern suchte ihn vom Bösen zurückzuhalten, wo sich ihm die Gelegenheit dazu bot. Er wußte, wie gefährlich die Weltluft sei,

die von diesem Throne der unumschränkten Schwäche herabwehte; — wie hätte ein Eutrop sich frei von Schwindel in ihr halten können!

Lange mußte Serapion warten, bis er dazu gelangte, Zutritt bei dem Consul zu erhalten, der zugleich Staats-, Kriegs- und Haus-Minister war — drei Aemter, die jedes für sich einen tüchtigen Mann erfordert hätten. Die Vorzimmer waren mit Menschen überfüllt, welche ihr Dienst, oder öffentliche Angelegenheiten, oder persönliche Anliegen herführten. Möglichst schnell, möglichst reich zu werden: dies war der Leitstern Derjenigen, die durch Eutrop ihr Glück zu machen suchten. Man wurde es am leichtesten als Statthalter der Provinzen des Reiches, deren Bewohner wehrlos gegen die Erpressungen eines Proconsuls waren. Das wußten aber nicht nur die Aspiranten; — das wußte auch Eutrop. Deshalb hatte er die römischen Provinzen vom Balkan bis zum Tigris wie ein Makler taxirt, und wer eine Statthalterschaft erhalten wollte, mußte an Eutrop einen verhältnißmäßigen Preis zahlen. Er nahm Alles an! wer nicht mit Gold zahlte, konnte doch sein Landhaus oder die Juwelen seiner Frau — versteht sich nur für die kleinen, minder einträglichen Provinzen, hergeben. Für den Reichthum Phrygiens, Syriens, Egyptens waren freilich ganz andere Summen nothwendig.

Ein solcher Bewerber wurde eben von dem allmächtigen Günstling entlassen, dessen breite, schwammige Gestalt sich in überladen reichen Gewändern höchst unvortheilhaft ausnahm und an einen großen buntfarbigen Pilz erinnerte. Man hätte sie lächerlich finden können, wenn nicht das Antlitz, das über ihr sich erhob, abschreckend gewesen wäre — mehr noch durch den Ausdruck von Gemeinheit, als durch die Häßlichkeit der Züge. Auf den fahlen Wangen lag glänzendes Rosenroth und die grauen Augenbraunen, mit schwarzer Farbe getränkt, standen hart wie Stacheln über zwei Augen voll Hinterlist und Bosheit.

„Du wirst begreifen, mein werther Eustathes, daß Dein Vorschlag unannehmbar ist," sagte er geringschätzend zu einem Manne von vornehmer Herkunft, der seine Vermögensumstände zu verbessern suchte.

„Die Provinz ist so klein!" entgegnete der Bewerber.

„Ist sie für Deine Thätigkeit zu klein, so kann ich Dir Paphlagonien vorschlagen," sagte Eutrop hämisch.

„Lydien ist der Residenz des glorreichen Kaisers näher .... und hat ein milderes Clima als das rauhe Paphlagonien, erlauchter Eutropius" .... —

„Und hat zwei Goldgruben, die Städte Sardis

und Smyrna, werther Eustathes! Alle Provinzen Joniens, Bythinien, Lydien, Carien — alle! sind wahrlich Juwelen des Reichs, die man nicht verschleudern darf. Ist es Dir also nicht genehm, dem Reichsschatz Dein Landgütchen bei Cyzicus für die Statthalterschaft von Lydien abzutreten: so muß ich sehr bedauern, Deine Familiensorgen nicht erleichtern zu können."

Eutrop sprach in so kaltem und harten Tone, daß der Bewerber einsah, hier sei nichts Anderes mehr, als Ja oder Nein zu sagen.

„So sei es denn,!" sprach er mit Ueberwindung. „Mein Landgut bei Cyzicus ist das Letzte, das mir von meinem väterlichen Erbe übrig blieb, und es wird mir schwer, mich davon zu trennen. Auch sind die Einkünfte nicht so gering, wie Du, erlauchter Eutropius, zu glauben scheinst" .... —

„So begnüge Dich mit ihnen!" sagte Eutrop hochfahrend.

„Das kann ich nicht; denn meine Frau braucht viel .... und ich muß an die Zukunft meiner Söhne denken. Ich nehme also Deinen Vorschlag an."

„Und ich werde Dich benachrichtigen lassen, wenn unser Geschäft zum Abschluß kommen wird," entgegnete Eutrop und wendete sich, unmerklich grüßend, vom künftigen Proconsul von Lydien ab.

Während dieser sich entfernte, meldete ein Diener, daß der Diacon Serapion schon seit drei Stunden mit einem Auftrag des Patriarchen auf eine Audienz warte. Froh seines guten Maklergeschäfts, ließ Eutrop den Serapion vor, ging ihm entgegen und sagte:

„Eine Botschaft vom Patriarchen, unserm heiligen Vater, ist mir stets willkommen und würde allen andern vorgehen, wenn ich nicht wichtige Nachrichten vom Heer empfangen hätte. Ueberdies bin ich beständig mit Geschäften beladen und von Bittstellern gequält. Worin besteht also die Botschaft des frommen Johannes?"

„Er läßt Dich flehentlich bitten, erlauchter Herr, das Gesetz zurückzunehmen, welches das Asylrecht der Kirche aufhebt."

„Der Kaiser hat es erlassen," erwiederte Eutrop eisig; — „da ist nichts zu ändern."

„Deine Fürsprache vermag es," sagte Serapion flehend.

„Es ist eine nothwendige Maßregel. Dieser Schutz für Verbrecher muß aufhören."

„Ja, Herr!... sobald der Schutz für Unschuldige, für Wittwen und Waisen irgend eine andere Sicherstellung gefunden hat. Aber in unseren vielfach betrübten, wilden Zeiten, voll Feindschaft und Verfolgungssucht, ist das Asylrecht der Kirche eine

namenlose Barmherzigkeit; — nicht nur für den Verfolgten, sondern auch für den Verfolger, indem er Zeit zur Ueberlegung bekommt, — nicht blos für den Schwachen, sondern auch für den Starken gegen den noch Stärkeren."

„All dieser Lärm ist ja nur durch Pentadia erhoben!" rief Eutrop.

„Meinst Du Pentadia, die edle Wittwe des Timasius?" fragte Serapion erstaunt.

„Wen sonst? sie haßt mich. Timasius war ein Hochverräther" .... —

„Das war er nicht! Balbus, dem er sein volles Vertrauen schenkte, war ein Judas, ein falscher Ankläger."

„Großer Irrthum, Freund Serapion! was ich sage, ist das Richtige. Timasius verdiente den Tod; er wurde aus großer Milde nur in eine Wüste Afrika's verbannt ... wo er freilich umkam; denn man ist dort nicht minder sterblich als hier. Pentadia floh in eine Kirche ... lächerlich! sie war so wenig bedroht, daß der erhabene Kaiser das ganze Vermögen des Timasius ihr ließ! Aber sie haßt mich! sie hat das Gerücht ausgesprengt, ich weiß es! — ich sei der Urheber des Gesetzes gegen das Asylrecht; ich könne nicht verschmerzen, daß sie damals gerettet worden und im Besitz des Vermögens geblieben sei; ich wolle einen Riegel vorschie-

ben, damit dergleichen nicht wieder geschehe. Ja, ja, Weiber sind rachsüchtig."

„Ich kann nicht leugnen, daß jene Gerüchte im Umlauf sind, erlauchter Eutrop. Mehr noch! mein ehrwürdiger Vater Johannes hat mich ausdrücklich beauftragt, sie Dir mitzutheilen, damit Du erfahren mögest, daß sich die allgemeine Stimme scharf gegen das Gesetz ausspricht. Allein die edle Pentadia hat gewiß nicht solche Gerüchte ausgestreut; denn sie lebt nur für ihren Beruf, so daß Alles, was außerhalb ihrer Zelle, des Gotteshauses und der Hütten der Armuth vorgeht, sie nicht berührt."

„Und der Patriarch wähnt, ich würde wegen jener Gerüchte das Gesetz aufheben?" rief Eutrop höhnisch.

„Nein, Herr! sondern wegen der christlichen Barmherzigkeit," sagte Serapion ruhig. „Schließe nicht die letzte Freistatt gegen einen Verfolgten ab."

„Niemand wählt diese Zuflucht, der sich nicht schuldig eines Verbrechens fühlt."

„Ist es ein Verbrechen, mächtige Feinde zu haben?"

„Du redest, als ob die Welt nur von Unschuldigen und Unglücklichen bevölkert sei."

„Sie ist es nicht, erlauchter Eutrop; aber gerade diesen, und mögen sie auch nur in der Min=

derzahl sein, gebührt Rücksicht und Schutz — und selbst der Verbrecher darf nicht in blinder Wuth hingemordet werden! ein leidenschaftsloser Richterspruch überweise ihn der gerechten Strafe."

„Jedes Wort in dieser Sache ist unnütz. Das Gesetz gegen das Asylrecht der Kirche ist gegeben und bekannt gemacht. Es wäre eine Verhöhnung der Gesetzgebung, wenn man es widerrufen wollte. Vermelde also dem ehrwürdigen Patriarchen meinen Respect und mein Bedauern."

„O Herr! er hat mich beauftragt, fußfällig Dich um Gnade anzuflehen .... Dich zu erinnern, barmherzig zu sein, damit Du dereinst Barmherzigkeit finden mögest!" rief Serapion.

„Ich bin ein viel zu guter Christ, mein sehr frommer Serapion, um mich nicht mit Vertrauen vor meinen dereinstigen Richter zu stellen," sagte Eutrop mit Salbung, klatschte in die Hände und fragte den eintretenden Diener: „Wer ist an der Reihe zur Audienz?"

„Ein Bote vom Feldherrn, erlauchter Eutrop."

„Und der wird mir nicht sogleich gemeldet? und man läßt mich meine kostbare Zeit vergeuden, um Klatschereien anzuhören, die von alten Weibern ausgehen? ... Herein der Bote!" —

Serapion hatte sich zurückgezogen; aber er vernahm noch diesen Ausbruch von Eutrops Zorn,

und als er an dem Boten vom Kriegsschauplatz vorüberging, bemerkte er dessen verstörte Miene, maß sie der Furcht bei, vor dem zürnenden Machthaber erscheinen zu müssen und sagte freundlich:

„Sei ruhig! das gilt mir, nicht Dir!“

„Ich glaub' es! meine Botschaft wird ihn aber nicht besänftigen,“ erwiederte leise der Mann und ging dahin, woher Serapion kam.

Eudoxia's Kummer.

Sie war allein in ihrem Zimmer. Sie saß auf einem niedrigen Ruhebett, hatte den Arm auf das Knie gestützt, die Stirn auf die Hand und sah starr zu Boden. Eine leichte Bewegung der Fußspitze verrieth zuweilen etwas Ungeduld; aber sie saß da tief in ihre Gedanken versunken, und all ihr Leben schien sich nach Innen gesammelt zu haben. Sie war von wunderbarer Schönheit, die sich eben zur vollkommenen Blüthe entfaltete. Alles strahlte an ihr: das blaue Augenpaar, die weiche Fülle der blonden Locken, das Lächeln, der frische Farbenschmelz der Jugend, die hohe, schlanke Gestalt. Poeten nannten sie einen verkörperten Sonnenstrahl. Und diese Schönheit hatte neben der Regelmäßigkeit eines Marmorbildes, den feinsten Ausdruck und die anmuthigste Bewegung, eine gewinnende Freundlichkeit und eine gebietende Hoheit.

Es war, als ob sie eben bei sich selbst all ihre Vorzüge überlegt habe, denn plötzlich richtete sie sich hoch auf, schüttelte ihre blonden Locken von der Stirn zurück und sagte halblaut: Und ich bin nicht Kaiserin!! — Sie erhob sich von ihrem Sitz und wandelte durch das prächtige Gemach, dessen Marmorwände mit seidenen Tapeten verhängt waren und dessen Marmorfußboden ein persischer Teppich bedeckte, so daß eine Kostbarkeit die andere verbarg. Das Gestell der Ruhebetten — die man heutzutage Chaiselongue nennen würde — und der Sessel war von Elfenbein und die Polster waren bezogen mit schwerem, buntblumigen Seidenstoff aus den berühmten Webereien von Damascus und Antiochien. Der Fuß der Tische war von Bronce, in den verschiedensten, geschmackvollsten Formen; die Platte von seltenem Holz oder Marmor mit zierlicher Auslegung von Metall oder bunten Steinen. In durchbrochenen silbernen Rauchfässern glimmte fortwährend der Weihrauch und stieg in kleinen bläulichen, geschlängelten Wölkchen, duftend im feinsten Arom, aus den Oeffnungen des Deckels. Auf einem Tisch lag Eudoxia's Schreibgeräth: Tafeln von Wachs in verschiedener Größe, die statt des Papiers — goldene Griffel, die statt der Feder dienten; auf einem andern Tisch standen Büchsen und Kästchen

mit Wohlgerüchen, um die Rauchfässer zu nähren.

Eudoxia war an all' die Pracht gewöhnt. Sie beachtete es nicht; viel weniger erfreute es sie. Sie versank wieder in ihre Gedanken, und in der lautlosen Stille, die sie umgab, war nichts vernehmbar, als das leichte Rieseln ihres lichtblauen Seidenkleides, das in weichen breiten Falten mit einem goldgestickten Saum über den Teppich schleifte. Zuweilen nahm sie im Vorübergehen aus einem offenen Kästchen ein Balsam- oder Storaxkügelchen und warf es in eines der Rauchfässer.

Die Zeit verging. Müde ließ sich Eudoxia auf einen Sessel sinken und seufzte: Und ich bin nicht Kaiserin!! — Dieser Gedanke verschlang jeden andern.

Da hob eins der Fräulein, die sich beständig, unter einander abwechselnd, in Eudoxia's Nähe befanden, den Thürvorhang auf und meldete:

„Amantius ist zurückgekehrt."

„Endlich!" rief Eudoxia und als er eintrat und das Knie vor ihr beugte, setzte sie hinzu: „Du bist so lange ausgeblieben, als hättest Du große Mühe gehabt Dich zu verständigen."

„Du riethest recht, hohe Herrin," entgegnete Amantius, während sich Eudoxia auf ihrem Ruhebett niederließ und ihn erwartungsvoll ansah.

„Nun also?“ fragte sie gespannt.

„Dein Vorschlag, Alleredelste, ist mit demüthigem Dank für Deine Theilnahme . . . abgelehnt.“

„Amantius!“ sagte Eudoxia mit drohendem Ton, und ihr Auge wurde noch größer vor zürnender Ueberraschung.

„Ich wagte es vorher zu sagen, edelste Herrin.“

„Aber warum? . . . aber das ist ja ganz unbegreiflich! . . . Wirklich abgelehnt, Amantius?“

„Aeußerst demüthig und äußerst entschieden.“

„Dann hast Du meinen Auftrag schlecht ausgerichtet! . . . Und ich zählte auf Dich! und ich vertraute Dir! . . . und nicht einmal das bringst Du zu Stande. Auf wen darf ich rechnen, wenn nicht auf Dich und Deine Treue!“

„Immer auf meine Treue, edle Herrin,“ sagte Amantius mit tiefer Ehrfurcht und ließ sich vor Eudoxia auf ein Knie nieder; „aber Du mußt mir in Gnaden vergeben, daß ich diesen Widerstand nicht zu brechen versuchte.“

„Aber weshalb nicht . . . . wenn ich es will und wenn Du ein treuer Diener zu sein behauptest!“ rief Eudoxia heftig. Dann setzte sie rasch hinzu: „Erzähle den Hergang, damit ich ihn verstehen könne.“

„Es währte ziemlich lange, bevor die edle Olympia mich verließ,“ begann Amantius.

„Wurde ihr nicht gesagt, daß Du einen Auftrag von mir hättest?“ unterbrach ihn Eudoxia.

„Dir ist vielleicht unbekannt, Alleredelste, daß Olympia in ihrem Hause ein kleines Spital eingerichtet hat, wo sie arme Kranke verpflegt. Einer derselben lag in der Agonie und sie wollte ihn nicht verlassen.“

„Ach! das war recht!“ rief Eudoxia besänftigt.

„Ich hatte alle Zeit, mir das Haus in seiner jetzigen Einsamkeit und Stille zu betrachten, welches in früheren Jahren, als Anisius Secundus es bewohnte, das glänzendste in Constantinopel war,“ sagte Amantius, „denn die edle Olympia hat kaum die nothwendigste Dienerschaft behalten können, so beschränkt ist sie in ihren Einkünften. Um den Armen mehr geben zu können, schickte sie fast alle ihre Leute auf ihre Güter, wo deren Unterhalt weniger kostet. Einsam war es im innern Hof und unter dem Portikus. Einsam in der Vorhalle. Hätte der grämliche Thürhüter an der äußern Pforte mir nicht gesagt, ich möge nur weiter und weiter gehen, so würde ich mich nicht getraut haben in diese Abgeschiedenheit einzudringen. Nun betrat ich die Zimmer und hörte mit einer gewissen Befriedigung das Geklapper eines Webstuhles, denn es verkündete die Nähe menschlicher Wesen. Ich ging durch eine Reihe von Zimmern, welche an-

deuteten, daß sie einst prächtig eingerichtet waren, deren Wände von Cedernholz = Getäfel oder von Marmor die schönsten Incrustationen zeigten, jetzt aber einen schneidenden Gegensatz zu dem gänzlichen Mangel an Geräthschaften, an Teppichen, an Vorhängen, bildeten. Endlich erreichte ich das Gemach mit dem Webstuhl, an welchem eine ältere Frau beschäftigt war, während ein junges Mädchen ein Kleidungsstück von demselben Wollenstoff anfertigte, den jene webte. Ich mogte wohl mein Erstaunen nicht unterdrücken, im Vorzimmer der Herrin ein Handwerk betrieben zu sehen, welches man gewöhnlich in die letzten Räume der Dienerschaft verlegt; denn nachdem die Weberin zu dem jungen Mädchen gesagt hatte:

„Geh, Theone, und melde den Kämmerling der alleredelsten Eudoxia;" — wendete sie sich zu mir und sprach wie Jemand, dem es ein Bedürfniß ist, über ungewöhnliche Dinge sein Herz auszuschütten.

„Ja, so weit sind wir gekommen! dahin hat es die Verfolgung gebracht! In den Räumen, wo Anisius Secundus ein fürstliches Leben führte, wo seine einzige Tochter und Erbin mit Nebridius ihrem Gemahl, so lebte, wie es sich ziemt für den Abkömmling so großer Herren — herrscht jetzt die Dürftigkeit, über welche Du mit Recht

erstaunst, denn eine solche Behandlung einer vornehmen Frau hat Constantinopel noch nicht gesehen. Immer neue Quälereien, neue Chicanen! — Erst das Vermögen unter fremde Verwaltung gestellt . . . . dann die Einkünfte bis auf die Hälfte herabgesetzt . . . . dann mehr und immer mehr beschränkt, so daß, wie Du siehst, die Einrichtung des Hauses zu Geld gemacht werden mußte, da meine edle Gebieterin lieber alles Andere, als ihr kleines Spital aufgeben wollte . . . . und jetzt die Beschränkung ihrer persönlichen Freiheit, so daß sie kein Gotteshaus besuchen darf . . . . ist das nicht über alle Maßen empörend?"

„Ja! über die Maßen!" rief Eudoxia. „Aber Derjenige, dessen Frechheit vor der Gemahlin des Kaisers nicht zurückscheut, wird alle andere Frauen mißhandeln. Erzähle weiter."

„Ich fragte," fuhr Amantius fort, „wie die edle Olympia die Verfolgung ertrage."

„O Herr!" antwortete die gute Dienerin, „der irdischen Abstammung nach ist sie eine Tochter großer und sehr großer Herren, denn Olympia, die Königin von Persien, war die Schwester des Anisius Secundus; — aber dem Geist nach ist sie eine Tochter Gottes, d. h. eine willige Kreuzträgerin. Aus Liebe zu ihm unterwirft sie sich mit großer Geduld jeder Trübsal, denn sie

sagt, daß Gott ihr diese Prüfungen schicke und daß sie ihr folglich heilsam sein müßten. Außer den Bedrückungen des Consuls Eutropius und den ebenso peinlichen Bewerbungen des Feldherrn Elpidius — hat sie auch noch den Tadel ihrer ganzen Verwandtschaft zu ertragen. Alles macht ihr Vorwürfe, Alles dringt auf eine zweite Vermählung, Alles schilt sie verkehrt, eigenwillig, thöricht, daß sie lieber eine ausgeplünderte, mißhandelte Gefangene, als die Gemahlin des Elpidius sein will."

„In der That .... das ist merkwürdig!" unterbrach Eudoxia die Erzählung ihres Kämmerlings. „Ich wußte nicht, daß die Bedrückung auf der einen Seite und die Ergebung auf der andern so weit gehe. Um so unbegreiflicher ist es aber, daß sie meinen Vorschlag ablehnt. Nun, kamst Du endlich zu ihr?"

„Theone kehrte zurück," fuhr Amantius fort, „und brachte die Antwort ihrer Herrin, ich müsse entweder warten bis dieselbe das Sterbebett verlassen könne, oder an einem andern Tage wiederkommen. Ich wählte das Erstere um so mehr, als beide Frauen mir sagten, ein Todesfall sei etwas Alltägliches in dem kleinen Spital, weil es die schwersten Kranken aufnehme, bei deren Agonie die edle Olympia stets ausharre. Ich

blieb also und hörte mit großer Theilnahme alles, was die gute Weberin von der edlen Olympia zu erzählen hatte — und das war nicht wenig, da sie mit deren Mutter in das Haus des Anisius Secundus gekommen war. Jedes Wort bezeugte, daß ein ganz himmlischer Sinn, eine ganz ideale Richtung sich früh in Olympia entwickelten, obschon ihr Vater in der vollen Weltlichkeit des Heidenthums lebte und starb — und ihre Mutter, die sie früh verlor, erst auf dem Todbett sich taufen ließ."

„Ist es wahr, daß die Schwester des abscheulichen Rufinus Olympia erzog?" fragte Eudoxia.

„Das nicht, alleredelste Frau," entgegnete Amantius. „Nach der Erzählung meiner gesprächigen Weberin war Anisius Secundus ein kluger, verständiger Mann, der es mit seinem Kinde wahrhaft gut meinte, und mit vielen frommen Christen, sogar mit Bischöfen, in Verbindung stand. Einen derselben bat er um eine christliche Frau, die im Stande sei, bei der zweijährigen Olympia Mutterstelle zu vertreten; und der Bischof, gerührt von diesem Vertrauen eines Heiden, gab ihm seine eigene Schwester, Theodosia, ein gottseliges Wesen, in deren Obhut das Kind so sicher wie am Mutterherzen geborgen war. Während hier in diesen Gemächern, sagte die Erzählerin, glänzende Gast-

mähler statt fanden und Besuche vornehmer Weltleute kein Ende nahmen, bewohnte Theodosia mit der kleinen Olympia die stillen Zimmer im Hinterhof, den die Armen, die Krüppel, die Kranken, kurz das menschliche Elend, betreten durfte und pflanzte Mitleid und thätiges Erbarmen mit so großem Jammer in die junge Seele. Rufins Schwester, Sylvia, die sich bei der Christenverfolgung durch die Arianer zur Zeit des Kaiser Valens heldenmüthig der Verfolgten angenommen, sie beherbergt, versteckt, gepflegt hatte — Sylvia war eine Freundin Theodosiens; und so hatte Olympia auch deren Beispiel vor Augen."

„Daß ein Rufin und eine Sylvia Zweige eines und desselben Stammes sein können!" rief Eudoxia.

„Wildling und edle Frucht, o Herrin!" sagte Amantius.

„Er war doch Christ," entgegnete sie.

„Wer war es nicht im Pallast des großen Theodosius?" fragte Amantius. „Als sich die Kaiser zum Christenthum bekannten, flutete die Strömung der Welt in die Kirche hinein und .... blieb Welt.

„Eutrop ist Christ — warum nicht auch Rufin!" sagte Eudoxia bitter. „Uebrigens wünschte ich Olympia früher gekannt zu haben. Aber als Gemahlin des Nebridius besuchte sie nie Marsa's Haus."

Amantius überhörte die letzte Bemerkung und erzählte weiter.

„Meine Berichterstatterin sagte: Als Anisius Secundus starb, glaubten wir Alle, daß sich die edle Olympia dem jungfräulichen Leben weihen werde; allein ihr Vormund Procopius, der damals Präfect von Constantinopel und bei Jedermann im höchsten Ansehen war, drang so lebhaft und mit so väterlicher Wärme und Autorität auf ihre Vermählung mit dem edeln vortrefflichen Nebridius, daß sie sich gegen den Gehorsam zu verfehlen fürchtete, wenn sie ihren Willen dem seinen vorziehe. So ward sie die Gemahlin des Nebridius; aber ach! . . . nach anderthalb Jahren — dessen Wittwe. Und nun, da sie frei und ihr eigener Herr war, hielt nichts mehr sie zurück, sich ausschließlich der Liebe und dem Dienst Jesu Christi zu widmen, und bei achtzehn Jahren sagte sie auf ewig der Welt und ihren Freuden Lebewohl. Die drei ersten Jahre verstrichen in Ruhe und Frieden, und sie hatte kein anderes Kreuz als ihre zarte Gesundheit, welche durch das ungewohnte rauhe Leben, das sie zu ihrer Abtödtung führte, ungemein litt und sie häufig auf's Krankenlager warf. Aber in den letzten drei Jahren sind die Kreuze auf sie eingestürmt. Die fromme Theodosia starb . . . .

und Olympia ist jetzt kaum etwas anderes, als eine arme Sclavin im Hause ihrer Väter."

„Welche Standhaftigkeit!" rief Eudoxia.

„Endlich kam eine Dienerin, die mich zur edlen Olympia geleitete," fuhr Amantius fort. „In einem sehr einfach eingerichteten Zimmer empfing sie mich" ... —

„Wie sieht sie aus?" frägte Eudoxia gespannt.

„Es ziemt mir nicht, meinen Blick auf die hohe Frau zu richten, um ihre Schönheit zu prüfen," sagte Amantius ernst. „Sie trug ein Kleid von dem groben, dunkelbraunen Wollenstoff, den ich auf dem Webstuhl gesehen hatte und den auch ihre Dienerinnen trugen — und gütig in Blick und Ton fragte sie nach meiner Botschaft. Ich richtete sie aus .... genau so, wie Du sie mir auftrugst, alleredelste Frau: Es müßten sich alle Diejenigen vereinigen, die unter der grausamen Bedrückung des Consul Eutropius litten und einen gemeinsamen Schrei nach Gerechtigkeit zum Cäsar-Augustus erheben. Je lauter, je vielstimmiger — desto sicherer sei der Sturz des bösen Günstlings."

„Ruhig hörte die edle Olympia mir zu; aber als ich zu Ende war, antwortete sie sanft und fest:

„Wenn es sich nicht um mich handelte, wenn

ich hoffen dürfte, irgend ein unterdrücktes Wesen zu retten, so würde ich nicht zögern die Gerechtigkeit des Cäsar-Augustus anzurufen. Doch für meine armselige Person ist mir das wirklich nicht möglich."

„Findest Du es nicht erlaubt, der Ungerechtigkeit zu wehren, wenn wir es vermögen, gleichviel wo sie uns begegnet?" fragte ich.

„Wissen wir denn, ob das, was wir in Beziehung auf uns ungerecht nennen, nicht in der Hand Gottes eine höhere, eine verborgene Gerechtigkeit ist?" fragte sie zurück.

„Ich schwieg einen Augenblick, weil ich auf eine so schlichte Demuth nicht zu antworten wußte; aber ich durfte deinen Auftrag so leicht nicht ablehnen lassen und sagte:

„Nun wohlan! Bei Deinem Hochsinn wird es Dir nicht schwer werden, Dich und Dein Geschick aus den Augen zu verlieren. Klage über die Unbilden, welche Dich treffen, als ob sie einer andern Person widerführen."

„Das sind Spitzfindigkeiten! ich bin gewöhnt, einfach zu Werk zu gehen," sagte sie gelassen.

„Ich will Dir nicht verhehlen," sprach ich weiter, „daß die allereedelste Eudoxia einen großen Werth auf Deine Zustimmung legt. Der Cäsar-Augustus kennt nicht im vollen Umfang die Miß-

handlung, welche Du erduldest, und Niemand kann ihn darüber aufklären, als Du allein, weil Eutropius jedes andere Zeugniß Lüge und Verleumdung nennen würde. Erfährt er, was Eutrop sich gegen etwas so Ehrwürdiges, wie eine edle, schutz- und wehrlose Frau ist, erlaubt, so wird sich sein ganzes Gemüth gegen den Günstling empören und seinen Sturz sichern."

„Und womit wird er enden .... dieser Sturz?" fragte sie.

„Das liegt in der Hand des Cäsar-Augustus, der großmüthig wie immer sein wird," sagte ich.

„Aber Eutropius hat Feinde," sprach sie weiter, „ja, die ganze Bevölkerung der Stadt .... des Reichs, mögt' ich sagen, ist ihm feindlich gesinnt .... die Einen hassen, die Andern verachten ihn. Glaubst Du, daß dieser allgemeine Abscheu nicht zu einem andern Resultat drängen und die kaiserliche Großmuth überfluten werde?"

Da ich dies sehr bestimmt glaube, so verstummte ich abermals, und sie sagte sanft und entschieden:

„Du wirst begreifen, daß ich daran keinen Theil haben mögte .... und das ist der zweite Grund, weshalb ich auf den Vorschlag der alleredelsten Eudoxia nicht eingehen kann."

„Du bist also entschlossen, in einer Gefangen-

schaft zu verharren, welche Dir sogar den Kirchenbesuch versagt, so lange es Eutrop gefällt?" fragte ich, um sie zu erregen.

„O nein!" erwiederte sie lächelnd, „wohl aber so lange es Gott gefällt."

„Damit war denn freilich das letzte Wort in dieser Sache gesagt. Sie trug mir auf, Dir ihren Dank für Deine Theilnahme zu Füßen zu legen und Dich zu bitten, Elpidius auf andere Gedanken zu bringen. „Nicht meinetwegen," setzte sie hinzu, wie Jemand der niemals klagt, „sondern seinetwegen." — Und dann entließ sie mich."

„Ich meine, Du hättest mehr sagen, mehr auf sie eindringen sollen, Amantius," sagte Eudoxia verstimmt. „War das wirklich Euer ganzes Gespräch, so war es von Deiner Seite sehr dürftig."

„Gern gebe ich das zu, o Herrin," sagte Amantius, indem er sich wieder auf ein Knie niederließ. „Aber was konnte ich einer Frau sagen, welche in den einfachsten Worten mit schlagenden Gründen sich aussprach — und dabei in aller Freundlichkeit so erhaben aussah, daß ich nicht ein Wort mehr wagte, als sie gestattete."

„Es ist gut, Amantius," entgegnete Eudoxia; „bist Du auch nicht immer sehr geschickt, so bist Du doch treu und kannst schweigen. Es versteht

sich, daß Du über dies Alles schweigst. Uebrigens aber werde ich auch ohne Olympia zum Ziel kommen — und das soll mir desto lieber sein.“

„Herrin!“ sagte Amantius noch immer knieend, „Du bist nicht mit mir zufrieden und hast Recht. Also strafe mich“ .... —

„Du bist ein Thor, meine Worte so ernst zu nehmen,“ unterbrach ihn Eudoxia. „Was vermagst Du gegen eine fanatisch fromme Frau!“

„Wenn Du mir erlauben wolltest, eine Pilgerfahrt in's heilige Land zu machen, so würde ich sie im Geist der aufrichtigsten Buße antreten und vielleicht etwas gebessert zurückkehren.“

„Oder auch gar nicht zurückkehren, sondern in Jerusalem bleiben, bei den Mönchen am Oelberg — oder in Bethlehem im Kloster des frommen und gelehrten Hieronymus .... und mit ihm die heiligen Schriften studiren: das würde geschehen!“ erwiederte Eudoxia freundlich. „Nein, Amantius, diese Erlaubniß gebe ich Dir nie .... Du weißt es! ich habe sie Dir schon einmal versagt. Den Gedanken gib also gründlich auf. Ob Du vor Gott nöthig hast Dich zu bessern, weiß ich nicht. Für mich genügt es, daß Du bleibst wie Du bist.“

„Alleredelste Eudoxia,“ sprach eine junge Stimme außerhalb des Thürvorhangs.

„Komm herein, Gunild . . . . was hast Du zu melden?“ sagte Eudoxia.

Ein junges schönes Mädchen von ungemein stolzer Haltung trat ein und sprach mit fremdländischem Accent:

„Es ist ein Bote meines Vaters gekommen, um zu fragen, wann Du befiehlst den Feldherrn zu sprechen.“

„Ist Dein Vater in der Stadt?“ fragte Eudoxia erstaunt.

„Ich weiß es nicht, Herrin,“ sagte Gunild.

„Geh, Amantius, und frage Du selbst den Boten,“ sprach Eudoxia. „Sollte Gaïnas wirklich hier sein, so komme er sogleich; denn nur etwas sehr Wichtiges könnte ihn bestimmt haben, das Heer in Thessalien zu verlassen.“

Amantius gehorchte.

„Komm her, Gunild,“ sagte Eudoxia liebreich und ließ das junge Mädchen zu ihren Füßen auf einem Polster sitzen. „Sprich, wie steht es mit Dir?“

„Ich denke, recht gut,“ entgegnete Gunild.

„Hast Du Dich entschlossen, Dich unterrichten zu lassen?“

„Das doch nicht, meine Herrin.“

„Und Du wagst zu sagen, es stehe gut mit Dir, während Du ungehorsam und irrgläubig bist,“ rief Eudoxia heftig.

„Wenn ich sage gut, so verstehe ich darunter fest," erwiederte Gunild ruhig.

„Undankbares Herz!" rief Eudoxia empört.

„Nein, ich bin nicht undankbar, o Herrin! aber ich kann nicht anders sprechen, als ich denke. Und deshalb wollte ich Dich bitten ... mich zu meinem Vater zurückzuschicken."

„Der Platz eines fünfzehnjährigen vornehmen Fräuleins ist nicht im Feldlager, Gunild. Weil Dein Vater fast immer im Dienste des Cäsar-Augustus bei dem Heere sein muß, habe ich Dich zu mir genommen und Du lebst mit meinen Edeldamen. Was fehlt Dir hier?"

„Mein Volk und die Freiheit!" rief Gunild.

„Kleine Barbarin!" sagte Eudoxia lächelnd.

„O laß mich fort!" bat Gunild; „nicht in's Feldlager will ich ... o nein! laß mich meine Heimath, die waldigen Ufer der Donau wiedersehen!"

Männerschritte nahten. Amantius trat ein, öffnete den Vorhang und sagte leise:

„Herrin, der Bote ist er selbst."

Eine hohe Gestalt in der Kleidung eines gemeinen Soldaten stand auf der Schwelle.

„Mein Vater!" rief Gunild, sprang auf und eilte auf ihn zu. Aber der Krieger machte eine abwehrende Bewegung und Eudoxia sagte schnell:

„Geh' zu meinen Kindern, Gunild" — und deu-

tete auf eine Thür, welche dem großen Eingange gegenüber lag. Kaum hatte Gunild sich entfernt, so winkte Eudoxia den Feldherrn der Gothen zu sich heran und sagte mit gedämpfter bewegter Stimme:

„Es muß ein großes Unheil oder ein großer Glücksfall sein, der Dich so herführt, edler Gaïnas."

„Leo ist todt, edle Herrin," sagte Gaïnas ruhig.

„Ha!" rief Eudoxia mit unterdrückter Freude und lehnte sich auf die Polster zurück, als ob ihr eine schwere Wucht abgenommen sei. Jetzt müssen wir handeln! Weiß es der Cäsar-Augustus?"

Gaïnas zuckte schweigend die Schultern.

„Wie starb der Elende?" fragte sie hastig.

„Aus bleicher Furcht. Er setzte mit seiner Heeresabtheilung über den Hellespont und harrte rathlos und schreckenvoll, was Tribigild beginnen — ob er sich nach Jonien oder nach Syrien wenden werde. In der Angst der Unfähigkeit und der gespannten Erwartung fand er den Tod. Jonien ist ohne Zweifel eine leichte Beute Tribigilds."

„Du wirst es schützen, edler Gaïnas, wirst Constantinopel und den Thron schirmen," entgegnete Eudoxia schmeichelnd.

„Den Cäsar-Augustus — ja! und Dich, hohe Herrin, mit Deinen Kindern — ja! Aber einen

Thron, auf dessen Stufen Eutrop den Kaiser spielt — nein!" erwiederte der stolze Gothe. „Nachdem ich das morgenländische Reich von der grausamen Bedrückung Rufins befreite, habe ich vier Jahre lang zusehen müssen, wie alle Ehren, Würden und Reichthümer des Staates auf Rufins erbärmlichen Nachfolger übergingen, während ich mißtrauisch behandelt und karg belohnt, das blieb, was ich war — Feldherr der Gothen. So lange Eutrop am Ruder ist, lasse ich die Dinge gehen, wie sie wollen. Möge Tribigild Jonien nehmen, möge er Constantinopel nehmen! Dann führe ich Dich und den Kaiser zu meinem Heere nach Thessalien .... da seid Ihr sicher! Eutrop aber sehe zu, wie er das Reich rette und Tribigild besiege. Soll ich gegen Tribigild mich wenden, soll ich überhaupt handelnd auftreten: so muß Eutrop verschwinden."

„Er soll verschwinden!" sagte Eudoxia entschlossen. „Es ist genug der Schmach."

Eine Botschaft.

Das Gemach, in welchem Olympia den Amantius empfangen hatte, war nur ein Besuchzimmer und nicht das, welches sie bewohnte. Es war noch einigermaßen so eingerichtet, wie man es in der Welt gewohnt war, weil Olympia den Verwandten, die sie zuweilen besuchten, nicht zumuthen mogte, ihr Zimmer zu betreten, das statt der Fußteppiche eine grobe Strohmatte — und statt der bequem gepolsterten Sessel und Ruhebetten, Stühle von geflochtenem Rohr hatte. Sie hatte sich auf die äußerste Nothdurft des Lebens beschränkt, um im Stande zu sein, wenigstens das einzige Werk der Barmherzigkeit zu üben, das ihr in ihrer Beschränkung und Gefangenschaft noch möglich war: die Pflege einiger Kranken. Sie hatte in den Räumen, welche früher ein Theil ihrer Dienerschaft bewohnte, ein kleines Spi=

tal eingerichtet und in dessen Nähe lag ihr Zimmer.

Dahin kehrte Olympia zurück, nachdem sie Amantius entlassen hatte. Sie nahm aus einem Kistchen feine Leinwand und nähte emsig daran, denn es waren Altartücher, die sie an arme Kirchen verschenkte. Früher gab sie ihnen die reichsten Altargeräthschaften; jetzt schlichtes Linnen; aber immer dieselbe zärtliche Liebe.

Sie war eine ungemein edle und liebliche Erscheinung. Von Kindheit an hatte sie, mitten im Glanze der äußern Verhältnisse, den Schmerz gekannt und das Kreuz getragen. Alles, woran ihr junges Herz sich anlehnte — starb dahin: die Mutter erst; dann der Vater — um den sie zweifach trauerte, weil ihm das Licht des Christenthums nicht aufgegangen war; dann der Gemahl, dem sie demüthig zugethan — weil er ihr Gemahl, und liebreich und gütig für sie war; dann die treue Erzieherin ihrer Jugend: so daß sie bei achtzehn Jahren vollkommen allein stand. Und nicht blos äußerlich! Die Welt begriff nicht diese junge Wittwe, die durch Schönheit und Reichthum glänzen konnte — und die allen Glanz verschmähte. Die Welt hätte diese Zurückgezogenheit leichter begriffen, wenn sie aus Olympia's untröstlicher Trauer um Nebridius hervorgegangen wäre; — aber jetzt? Die

Welt ist wie eine eitle Frau: sie hält sich für unübertrefflich schön und für unwiderstehlich reizend; gibt Jemand ihr zu verstehen, daß dem nicht so sei, so spürt sie einen Anflug von Empfindlichkeit — und zeigt es. Allein Olympia ließ sich durch keine Mißbilligung, durch keinen directen und indirecten Tadel, durch keine Bitten und durch keine Vorwürfe von dem Wege abbringen, den sie als den ihren erkannt hatte. Sie war ein zurückhaltender, entschlossener Character. Ist ein solcher klar in sich und über sich: so steht er fest und geht er weit. Olympia kannte genug die Welt und ihren bethörenden Einfluß, um nicht die gefährliche Stellung einer achtzehnjährigen, kinderlosen Wittwe einzusehen; — kannte genug die Ueppigkeit des Lebens so vieler Frauen, um nicht den Rückschluß auf sich selbst zu machen: was ihnen begegnet, kann auch mir begegnen, wenn ich nicht die Gefahren des Weges meide. Dabei blieb sie. Aber nicht starr; denn in ihrem Herzen war eine unaussprechliche Liebesfülle und in ihrer Seele eine ganz ideale Richtung, welche ihr andere Interessen, andere Freuden, andere Genüsse, andere Ziele zeigten und anboten; — sie liebte Christus in seiner Kirche; sie liebte die Kirche als das Paradies der erlösten Menschheit hienieden. Sie lebte für das, was sie liebte. — So war Olympia — unter den herrlichen Frauen

des christlichen Alterthums der herrlichsten Eine; — kein Gebilde der Phantasie.

Es dämmerte bereits in dem kleinen Gemach, das nach orientalischer Art kein anderes Licht empfing als durch die geöffnete Thür; denn Oberlichter hatten nur die großen Gemächer, die herrschaftlichen Zimmer. Diese Thüre ging in einen engen, inneren Hof, der mit bunten, gebrannten Steinen gepflastert war, und in dessen Mitte ein kleiner Springbrunnen plätscherte. Olympia ließ das Linnentuch auf ihren Schooß sinken und die Hände auf die Arbeit, und ihre schönen dunkeln Augen ruhten auf dem tanzenden Wasserstrahl mit einem Ausdruck von sanfter Melancholie, diesem Schatten, welche die Dinge des Lebens auf ihre Seele warfen. Sie vernahm nicht ein leichtes Geräusch im Hof und plötzlich stand eine Frauengestalt in der Thür, die ihren Schleier zurückwarf und fragte:

„Bist Du die edle Olympia?"

Theone folgte ihr auf dem Fuß und sagte:

„Verzeih', o Herrin! die Dame ließ sich nicht abweisen, obschon ich ihr sagte, es sei nicht Deine Gewohnheit, zu so später Stunde Besuch anzunehmen. Sie kam in geschlossener Sänfte" .... —

„Bringe uns eine Lampe, Theone," sagte Olympia; und dann zu der Fremden: „Wer bist Du und was wünschest Du von mir?"

„Ich bin von der alleredelsten Eudoxia zu Dir gesendet und heiße Gunild. Ich soll Dir sagen, der Sturz des Mannes, der Dich quält, sei unvermeidlich. Deine Klage bei dem Cäsar-Augustus würde ihn nicht stürzen; aber sie würde mehr Gewicht haben, als manche andere."

„Wer bist Du," fragte Olympia erstaunt, „daß Du so jung noch und eine Fremde, wie Deine Sprache verräth, mit einer solchen Botschaft des Vertrauens zu mir gesendet wirst?"

„Da mein Vater in den Plan der edelsten Eudoxia eingeweiht ist, schien es ihr passend, Niemand sonst, als seiner Tochter diesen Auftrag zu geben. Mein Vater aber ist Gaïnas, der Feldherr der gothischen Legion . . . . und fremd bin ich freilich sehr in diesem Lande und unter diesem griechischen Volk."

„Armes Kind!" sagte Olympia mitleidig.

„Nein, das nicht!" versetzte Gunild stolz, „die Tochter meines Vaters ist kein armes Kind. Du aber, Du scheinst mir wohl recht arm zu sein, denn Dein schöner Pallast ist leer und verödet und dies Zimmer kaum bewohnbar für eine geringe Dienerin."

„Es geht mir wie Dir," entgegnete Olympia mit sanftem Lächeln: „die Tochter meines Vaters ist nicht arm."

Theone hatte eine Lampe von Thon gebracht und auf den Tisch gesetzt.

„Ja," sprach Gunild, „ich weiß, daß Du eigentlich sehr reich bist, denn am Hof spricht man oft von Dir, weil man Deine Vermählung mit Elpidius wünscht. Doch für den Augenblick bist Du doch sehr arm! . . . eine Lampe von Thon haben nur ganz arme Leute! und deshalb wirst Du das Deine thun, nicht wahr? um Dich von Deinem Peiniger zu befreien."

„Vor einigen Stunden habe ich dem Kämmerling Amantius meine Antwort gegeben," sagte Olympia.

„Aber eine unbefriedigende, denn sonst wäre ich nicht hier!" rief Gunild.

„Meinst Du, daß die Gesinnung mit den Stunden wechsele?" fragte Olympia.

Es erging Gunilden wie Amantius: sie verstummte. Nach einer Pause sagte sie zögernd:

„Aus meinem Auftrage zu schließen, könnte sich Dein Standpunkt in dieser Sache jetzt verändert haben."

„Nicht wesentlich . . . . und deshalb bleibe ich bei meiner Antwort. Es werden genug und übergenug Klagen und Zeugen sich erheben, deren Wort ebensoviel gilt, als das meine."

„Du bist sehr großmüthig," entgegnete Gunild fragend, . . . „oder sehr stolz."

„Das weiß ich nicht," sagte Olympia; „allein

ich weiß, daß geschrieben steht: Liebet die, welche euch hassen und verfolgen; — und ich weiß" ... — aber sie schwieg plötzlich.

„Warum schweigst Du! laß mich Deine Gründe wissen!" rief Gunild bittend.

„Du bist Gothin .... folglich Arianerin?" fragte Olympia.

„Gothin und Arianerin," sagte Gunild stolz.

„So würdest Du den letzten Grund doch nicht verstehen; denn die Christusliebe, die den Verfolger nicht haßt, entspringt aus dem Christenglauben ... — und den hast Du nicht."

„Den habe ich nicht," sagte Gunild ernst; „aber Eudoxia hat ihn .... und denkt und handelt doch ganz anders wie Du."

„Ein Jeder von uns hat dereinst über die eigenen Handlungen Rechenschaft abzulegen .... nicht über fremde. Daher dürfen wir das, was Andere thun, ebensowenig richten, als es unbedingt zu unserer Richtschnur machen," entgegnete Olympia mild. „Eudoxia thut das, was sie verantworten zu können glaubt; deshalb wird sie mir gern dieselbe Freiheit der Ueberzeugung gönnen."

„Ach! warum kommst Du nie an den Hof?" rief Gunild. „Verwandte von Dir gehen mit vielen andern Damen bei der Herrin aus und ein. Du aber erscheinst nie."

„Ich führe seit dem Tode meines Gemahls das stille zurückgezogene Leben der Wittwe, wie es eben für mich sich schickt. Ueberdas bin ich seit drei Jahren in der Ungnade des Cäsar-Augustus. Und endlich . . . . wie würde sich mein Kleid ausnehmen zwischen Euren goldgestickten Gewändern!"

„Seltsam . . . . aber schön!" rief Gunild. „Ich weiß nicht, wie es kommt . . . mir ist zum Weinen, hier bei Dir."

„Das thut mir leid," sagte Olympia freundlich.

„Mir nicht, edle Frau, mir nicht," entgegnete Gunild und ihre Augen schimmerten von Thränen. „Ich muß nun fort . . . . aber ich danke Dir."

„Wofür? Du hast doch meine Antwort richtig verstanden?" fragte Olympia.

„Ich danke Dir, daß Du bist wie Du bist," sagte Gunild und sah sich ringsum das arme kleine Zimmer genau an. „In den goldenen Sälen des Hebdomon und des Constantinischen Pallastes werde ich Dich nie vergessen. Aber sei unbesorgt! Deine Antwort hab' ich gut verstanden und werde sie pünktlich ausrichten."

Sie stand auf und ging in den kleinen Hof. Olympia folgte ihr, um sie zu dem Ausgange zu geleiten, der sich durch einen Portikus, wo Theone wartete, dem Vorderbau anschloß. Der Hof war hell vom Mondschein, dessen Licht die beweglichen

Wassertropfen des Springbrunnens in bunte, zerschmelzende Edelsteine verwandelte, während die Sterne groß und golden friedlich von ihrer stillen Höhe herabschauten.

„Die Gestirne sind Deine Fackelträger und die Elemente Deine Candelaber," sagte Gunild. „Lebewohl, Du selige Seele."

Theone erschien und mit ihr verschwand Gunild. Olympia ging nicht in ihr Zimmer zurück, sondern nach einer stillen Kammer, wo die Leiche Desjenigen stand, dessen Todeskampf sie getröstet hatte. Da wachte sie im Gebet für ihn, bis der Morgen graute und bis eine ihrer Frauen kam und sie ablöste.

Regierungssorgen.

Eutrop hatte seinen Staatsrath versammelt, der ebenso rathlos wie er selbst war, denn er bestand aus Leuten, die ihm an Bildung, Einsicht und Herkunft gleich waren. Osius, ein freigelassener spanischer Koch, stand in großer Gunst bei dem Consul; jetzt aber drückte Eutrop auch diesem sein Mißvergnügen aus, weil Osius sich beharrlich weigerte, an Leo's Stelle den Befehl jener Truppen zu übernehmen, welche Tribigilds kriegerischen Aufruhr besiegen oder ihn wenigstens auf Kleinasien beschränken sollten.

„Dem Consul geziemt es, an die Spitze des Heeres sich zu stellen," behauptete Osius. „So war es Sitte in der römischen Republik bis auf Bauton und Rufin, bis auf Promotus und Timasius herab: Consul und Feldherr gehören zusammen und zeugen für Weisheit und Tapferkeit in einer Person.

Es wäre nicht klug, wenn Du, erlauchter Eutrop, in einem so bedenklichen Augenblicke Zweifel an Deiner Tapferkeit aufkommen lassen wolltest."

„Albernes Gerede! wer würde wagen das auszusprengen!" erwiederte Eutrop mürrisch. „Daß ich unter so kritischen Verhältnissen nicht die geheiligte Person des Cäsar-Augustus verlassen darf, versteht sich doch wohl von selbst, und es gehört Deine unerhörte Beschränktheit dazu, um einen solchen Vorschlag zu machen."

„Muß denn aber Leo durchaus einen Nachfolger von hier aus haben?" fragte Marcellus, ein anderer von Eutrops Günstlingen. „Könnte man nicht die Truppen ruhig den Unterfeldherren überlassen .... oder einen derselben zum Oberbefehlshaber machen?"

„Das wäre freilich am einfachsten .... wenn man nur vor Meuterei sicher wäre, sobald Einer das ganze Heer in die Hand bekommt," murmelte Eutrop. „Ein Oberbefehlshaber muß ein ganz zuverlässiger Mann sein. Wen weißt Du als solchen zu nennen .... außer Dich selbst!"

„Wie wäre es, wenn man Leo's Tod hier verheimlichte und den Truppen den Befehl zugehen ließe, um jeden Preis Tribigilds Uebergang über den Hellespont zu wehren?" fragte Osius sinnend.

„Den Befehl zu geben, wäre sehr leicht," be-

merkte Marcellus spöttisch; „aber wer sorgt dafür, daß ihn die Truppen ausführen — ohne Oberbefehlshaber!“

„Verheimlichen würde ich dennoch die Sache,“ sagte Osius; — „dem Cäsar-Augustus auf die einfachste Weise .... indem man sie ihm verschweigt und etwaige andere Nachrichten Lügen nennt. Da Eudoxia ihm grollt, wird ihm ohnehin Niemand die Wahrheit mittheilen.“

„Aber dem Volk!“ rief Eutrop; — „es kommen täglich Hunderte von Nachen von Jonien herüber, wo Leo's Tod ohne Zweifel allbekannt ist. Wie soll man verhindern, daß sich die Nachricht in der Stadt verbreite, und die Bevölkerung in Schrecken setze! Könnte man gleich einen Oberbefehlshaber zum Heere entsenden, so wäre das die beste Beruhigung — umsomehr, als die allgemeine Stimme unserm vortrefflichen Leo nicht günstig war .... ja sogar ihn verhöhnte. Es würde also ganz leicht sein, sich durch ein Paar kleine glückliche Treffen in die Gunst des Volkes zu setzen; .... aber Ihr Memmen fürchtet den Tribigild und das Feldlager und die Schlacht .... und Ihr zieht es vor, das Reich in Aufruhr und Meuterei untergehen zu lassen.“

„Wir folgen Deinem Beispiel, Erlauchter,“ sagte Marcellus mit tiefem Ernst.

„Das Volk müßte mit andern Gedanken beschäftigt, müßte durch irgend ein neues Schauspiel im Circus oder im Theater zerstreut werden," nahm Osius wieder das Wort. „Auf die Weise vergißt es mit Freuden Leo, Tribigild und Alles, was Du willst."

„Die Spiele kosten Geld .... und der Schatz ist leer," murrte Eutrop.

„Ganz leer doch wohl nicht! ich sprach Eustathes. Er vertraute mir, daß er mit seinem herrlichen Landgute bei Cyzicus die Statthalterschaft von Lydien erkauft habe."

„Ein Landgut in Jonien hat in diesem Augenblicke so gut wie gar keinen Werth," entgegnete Eutrop mit Geringschätzung.

„Freilich nicht um es zu verkaufen; aber Du kannst es ja verpfänden. Es sind reiche Juden aus Alexandrien hier. Verpfände ihnen das Landgut .... und nimm es später zurück, wenn die Juden heimkehren, und wenn sie hier durch tausend Kniffe und Ränke sich dermaßen mit Gold gemästet haben, daß Du wahrlich nicht nöthig hast, das Pfand auszulösen."

Dieser Vorschlag hatte Eutrops ganzen Beifall, und heimlich beschloß er ihn auszuführen — nicht für den öffentlichen Schatz, aber für seine Privatcasse. Er antwortete:

„Ich kann nicht so schnell ein neues lockendes Schauspiel erfinden und darstellen lassen .... dazu gehören Vorbereitungen — und die Zeit drängt.“

„Ich weiß etwas, das wenig Vorbereitungen erheischt und sehr lockend sein wird!“ rief der Koch.

„Hast Du vielleicht eine Speise erfunden, die aus Luft zubereitet wird?“ fragte der Consul.

„Ich würde sämmtliche öffentliche Tänzerinnen der Stadt im großen Circus versammeln und tanzen lassen — was sie wollen, wie sie wolleu .... und das Volk stürmt den Circus, ist toll vor Freude und spricht von nichts Anderm.“

„Wie viel Tänzerinnen zählt die Stadt?“ fragte Eutrop.

„In Rom sind dreitausend,“ sagte Marcellus. „Einer meiner Freunde, der von dort kam, wußte genau ihre Zahl anzugeben. Wir werden also doch wohl hier zweitausend haben.“

„Was nur zweitausend!“ rief Eutrop wüthend. „So weit stehen wir hinter Rom zurück?... So wenig sorgt man hier für diese so ungemein nützliche Classe von Geschöpfen, die durch ihr bischen Singen und Springen die Menschheit unterhalten und erheitern?... Um ein Drittheil sollte Rom uns übertreffen?... Welche Schmach!“

„Vielleicht ist Marcellus ungenau berichtet,“ sagte Osius begütigend. „Mögen es aber auch nur

zweitausend sein und Du versammelst sie alle im großen Circus — dazu die Flöten- und Zitherspielerinnen . . . auf mein Wort! der Circus ist überfüllter, als bei dem beliebtesten Wagenrennen, denn so etwas wäre ganz neu!"

„Und wahrhaftig nicht übel!" setzte Eutrop hinzu. „Nur müßte man die Ankündigung dieses Schauspiels in verschleierten Ausdrücken machen."

„Ha, du fürchtest, der Präfect von Constantinopel werde im Namen der verletzten Sittlichkeit Einsprache thun?"

„Kaum — sobald ich ihn von meiner Absicht unterrichtete! Er wird dann sicherlich nicht verschmähen, sich unter den Zuschauern zu befinden; denn seine Gastmahle sind stets durch ganze Banden von Tänzerinnen und Flötenspielerinnen — und zwar von der ausgelassensten Sorte — erheitert. Aber wenn der Goldmund es erführe . . . . wenn er seine Kanzel bestiege . . . . das Volk warnte, fanatisirte, die Zustände in Jonien enthüllte . . . . das könnte üble Folgen haben."

„Dreiviertel der Bevölkerung läuft dennoch in den Circus!" betheuerte Osius.

„Wir wollen es versuchen," versetzte Eutrop. „Man kann ja ganz kurz ein neues Schauspiel ankündigen. Das reizt vielleicht am Meisten die Neugier . . . . und alle Spannung wendet sich von

Tribigild und dem Kriegsschauplatz ab und dem Circus zu.“

Während Eutrop seine Anschläge machte, führten Andere die ihren aus. In früher Morgenstunde wurde Gaïnas bei dem Kaiser gemeldet. Arcadius war nicht wenig erstaunt, seinen Feldherrn in Constantinopel und in der Tracht eines gemeinen Kriegers zu sehen. Bevor er seiner Verwunderung Worte geben konnte, verfiel er in eine zweite, denn Gaïnas sprach mit tiefer Niedergeschlagenheit, indem er das Knie beugte.

„Heil Dir, o unüberwindlicher Kaiser! und mögest Du es immer bleiben.“

„Bringst Du mir unerfreuliche Nachrichten aus Thracien oder Thessalien? .... Ueberschwemmen die Horden der wilden Hunnen unsere Grenzen?“ fragte Arcadius wie Jemand, der bereits an dergleichen Nachrichten gewöhnt ist.

„Thracien und Thessalien sind ruhig, denn ich bin dort,“ entgegnete Gaïnas, „und nicht von den Hunnen wird zunächst Dein Thron bedroht.“

„Von Tribigild denn?“ fragte der Kaiser schnell.

„Von Tribigild .... und sehr ernst.“

„Ist Leo geschlagen? Elpidius sprach von schlimmen Gerüchten, die im Umlauf wären. Doch seitdem hörte ich nichts aus Jonien. Also rede.“

„Dein Heer in Jonien ist geschlagen, zersprengt,

vernichtet .... Leo ist umgekommen ... Tribigild steht am Gestade des Hellespont und bereitet sich vor, nach Constantinopel überzuschiffen."

„Und Du bist hier," rief der Kaiser. „Dir obliegt es, mit Deinem Heere die thrazische Küste des Hellespont sammt Constantinopel vor Tribigilds Invasion zu schützen! .... und in einem so gefährlichen Augenblicke wagst Du das Heer zu verlassen und im Hebdomon zu erscheinen."

„Ich wagte es," entgegnete Gaïnas kalt; „denn im Hebdomon muß man endlich einmal die Wahrheit hören. Um kein unnützes Aufsehen zu erregen, steht der Feldherr in der Tracht des gemeinen Kriegers vor Dir."

„Und wie lautet das, was Du Wahrheit nennst?" fragte Arcadius beklommen.

„Tribigild ist mein Landsmann und war mein Freund. Er hat noch jetzt Vertrauen zu mir. Er ließ mir durch eine sichere und geheime Botschaft sagen, er sei bereit, Frieden mit Dir zu machen und die ganze gothische Colonie, die jetzt den Aufstand in Phrygien macht, zur Botmäßigkeit zurückzuführen .... um einen Preis und nur um den!"

„Und das wäre?"

„Der Kopf des Eutrop'" sagte Gaïnas eiskalt.

Der Kaiser fuhr zurück: „Den Kopf meines treusten und geschicktesten Dieners soll ich dem

Haß oder dem Neid eines Barbarenhäuptlings opfern?"

„Ist der geschickt, der einem kühnen Barbaren einen feigen Griechen gegenüber stellt?" fragte Gaïnas schneidend; — „und sollte seine Treue ächter sein? . . . . Derjenige ist ein treuer Diener seines Kaisers, der die Erniedrigung des Reichs nicht ertragen kann und ein Mittel vorschlägt, um ihr Einhalt zu thun. Eutrops Bedrückungen, Eutrops Bestechlichkeit ruft den Fluch des ganzen morgenländischen Reiches auf Deinen Zepter herab. Ist das Treue?"

„Er ist mir persönlich treu," stotterte Arcadius.

„Wie ein Hund . . . der er ist," sagte Gaïnas verächtlich, „und der nicht in Betracht kommen darf, wenn es sich um die Sicherheit des Thrones, um den Frieden im Reich, um die Wohlfahrt Deiner Völker handelt."

„Du wirst diese hohen Güter erobern, edler Gaïnas, und den Frieden mit Tribigild schließen, nachdem Du ihn besiegtest," sagte Arcadius bittend.

„Nein, mein Kaiser, das werde ich nicht thun," erwiederte Gaïnas immer mit derselben eiskalten Entschiedenheit. „Die Gothen sollen sich gegenseitig morden, damit Eutrop unbehelligt fortfahre, das Reich zu verwüsten? Nein! das wird nimmermehr geschehen. Es falle sein schuld- und schmachbelade-

nes Haupt — und der Aufstand in Phrygien ist zu Ende; denn nicht gegen Dich, sondern gegen Eutrops unerträgliche Bedrückung ist er gerichtet. Ganze Landschaften, ganze Provinzen saugt er aus, indem er alle Stellen, vom Proconsul an, dem Meistbietenden überträgt, der sich dann schadlos zu halten weiß. Kann ein solcher Zustand von Niedertracht und Elend aufrecht gehalten werden? Kannst Du es wünschen, Du . . . der Kaiser!“

„Nein, gewiß nicht . . . Recht und Gerechtigkeit soll über meine Völker herrschen.“

„So beweise es und übe sie, indem Du den größten Verbrecher in Deinen weiten Staaten nach Gebühr bestrafst. Fällt Eutrops Kopf, so ist das ein Unterpfand Deiner kaiserlichen Gesinnung und wir fassen wieder Muth und Vertrauen.“

„Unmöglich!“ seufzte Arcadius; — „das kann nicht sein. Eutrop hat seine Feinde . . . er wird verleumdet! ich kann nicht all das Böse glauben, das Du von ihm sagst.“

Eine ungewöhnliche Bewegung gab sich in den Vorgemächern kund. Gaïnas horchte einen Augenblick auf, dann erwiederte er:

„Mir willst Du nicht glauben! Nun wohlan! ein anderer Mund wird mehr Beredsamkeit haben, als der des rauhen Gothen.“

„Was meinst Du? . . . Was gibt es denn da?“

fragte Arcadius ganz betäubt von der ungewöhnlichen Unruhe.

Eudoxia trat ein.

Ein Freudenstrahl belebte plötzlich das seelenlose Antlitz des Kaisers. Er rief:

„Eudoxia! ... Du bist es ... und mit den Kindern! O sei willkommen, geliebte Eudoxia ... warum weinst Du? ... o weine nicht.“

Eudoxia stand da, blaß, das Auge voll Thränen. Auf dem Arm trug sie ihre jüngste Tochter Pulcheria, an der Hand hielt sie die dreijährige Flaccilla. So kniete sie vor Arcadius nieder und sagte:

„Nicht weinen soll ich? Wohlan, erhabener Kaiser, es steht bei Dir, meine Thränen zu trocknen.“

„Und wie, Eudoxia, wie? Sprich, was wünschest Du ... es soll geschehen!

„Eutrop muß fallen!“ sagte sie bestimmt.

„Wirst Du nun mir glauben, o Kaiser?“ fragte Gaïnas grollend.

„Verlass’ uns!“ sagte Arcadius.

„Nein, er bleibe!“ rief Eudoxia gebieterisch. „Er darf Alles hören, denn er kann Alles bestätigen, was ich gegen Eutrop zu sagen habe.“

„Ja, der unselige Eutrop! ... Gaïnas hat mir so eben gar viel Frevelthaten von ihm aufgezählt. Doch was bekümmert Dich das! ... Er wird doch nicht gegen Dich gefehlt haben ... oder doch

nicht so sehr, um Dich in diesen Zustand zu versetzen."

„Wie!" rief Eudoxia, „die Schmach des Reichs, dessen Beherrscher mein Gemahl und Kaiser ist — die Verwünschungen des Volkes, die auf sein Haupt und auf das meiner unschuldigen Kinder übergehen — sollen mich nicht betrüben, nicht erschüttern?... Ich soll täglich sehen, wie ein Elender mit der Krone verfährt, die der große Theodosius trug und die mein kaiserlicher Gemahl trägt, ohne blutige Thränen über ihre Erniedrigung zu weinen?... Ich soll Zeuge sein, wie dieser Nichtswürdige mit Allen umgeht, welche die tiefste Ehrfurcht verdienen, und nicht mich empören?.... Er hebt das uralte fromme Asylrecht der Kirche auf und fügt dadurch dem Patriarchen — und in ihm allen guten Christen, bittere Kränkung und Kummer zu, denn er will nicht, daß es eine Stätte im Reich gebe, die vor seiner Gewaltthätigkeit beschirme. Er verfolgt Frauen aus den edelsten Geschlechtern, von reinster Tugend, wie Pentadia und Olympia, um ihr Vermögen einzuziehen. Er hat eine Taxe für jede Stelle, für jedes Amt... und wer am meisten zahlt, ist in seinen Augen der Würdigste und Fähigste... Und das Alles soll mir gleichgültig sein!"

Sie hatte sich von den Knien erhoben und stand herrlich anzuschauen in ihrer Schönheit,

ihrem Zorn, ihren Thränen, vor dem erschütterten Arcadius.

„Weine nicht, Eudoxia .... fasse Dich, Geliebte," bat er bewegt. „Es soll anders werden.... aber beruhige Dich."

„Nein!" sagte sie, „ich will mich nicht beruhigen, ich habe lange genug geschwiegen und schweigend gelitten. Jetzt will ich reden! Der Elende steht zwischen mir und meinem kaiserlichen Gemahl" ...

„Du irrst, Eudoxia! in diesem Punkte irrst Du gewiß!" rief Arcadius.

„Meinst Du, ich wisse nicht, weshalb ich nicht Augusta bin?" fragte sie langsam; und als Arcadius verlegen schwieg, setzte sie hinzu: „Er steht zwischen Dir und mir! Dein Schweigen bekennt es ... und das soll mich weder bekümmern noch verletzen? O Arcadius! dann müßte ich kein Weib sein! Du ... hättest längst zur Augusta mich gemacht, längst Deine Gemahlin zur Kaiserin, zur vollen kaiserlichen Würde erhoben. Aber .... er will es nicht! er fürchtet mich und den Einfluß, den ich etwa gewinnen — die Einsicht, welche ich in die Verhältnisse bekommen könnte — und deshalb unterbleibt es!"

„Noch heute ernenne ich Dich zur Augusta!" rief Arcadius immer bewegter.

„Nur dann werde ich freudig Dir danken, mein

Herr und Kaiser, wenn Eutrop zuvor den Hebdomon, die Stadt, wo möglich das Reich verlassen hat. Für uns Beide ist kein Platz mehr in diesem Pallast und an Deiner Seite .... und das, womit er mich bedroht hat, werde ihm zu Theil."

„Dich bedroht? was sagst Du da, Eudoxia!" rief Arcadius sehr aufgebracht. „Wer wagt es, meine Kaiserin zu bedrohen! und wie?... und womit?"

„O, Eutrop wagt Alles .... ungestraft," sagte sie bitter.

„Dies ist zu viel! wie konnte er dies wagen?"

„Ich wollte darüber schweigen .... meine Lippen sträubten sich, es auszusprechen, als ob eine glühende Kohle sie berühren solle. Darum bat ich Dich, mir einige Tage vollkommner Einsamkeit zu gönnen. Fassen und sammeln wollte ich mich und die unerhörte Beleidigung im Stillen überwinden."

„Was that er Dir? sprich!" rief Arcadius fast ungeduldig.

„Mich freuen Edelsteine und allerhand Geschmeide — ich gestehe es. Das ist Frauenart und Du hast mich darin verwöhnt. Eutrop wußte es. Um sich mir angenehm zu machen, brachte er mir zuweilen schöne Diamanten. Er mogte denken, ich sei ein Kind, welches Spielzeug bedarf. So auch

vor einigen Tagen. Die Diamanten waren herrlich. Ich sagte, ich würde sie zum Diadem zusammensetzen lassen, das ich als Augusta tragen wolle. Er antwortete: Nur die Mutter eines Thronerben darf diesen Titel erwarten. Nein, rief ich, auch die Gemahlin des Kaisers!"

„Du sagtest recht, Eudoxia!" unterbrach sie Arcadius. „Vor Allem ... die Gemahlin des Kaisers."

„Er aber .... der Freche! wagte mir zu erwiedern: Gemahlin des Kaisers bist Du durch mich! Nur durch mich kannst Du Augusta werden. Gefällt Dir das nicht, so bedenke, daß ich Dich auf den Thron erhob und Dich vom Throne stürzen kann. So sprach er zu mir .... so ein Eutrop zu Eudoxia .... zu Deiner Gemahlin, zur Mutter Deiner Kinder! und nun frage ich Dich, o mein Kaiser: darf ich eine solche Beleidigung ungestraft hingehen lassen?"

Eudoxia war während dieser Erzählung noch bleicher geworden; ihre Lippen bebten so, daß sie kaum reden konnte und ihre Stimme klang tonlos und heiser. Nun brach ihre letzte Fassung zusammen und mit einem Thränenstrom sank sie in einen Sessel. Als die kleinen Kinder ihre Mutter weinen sahen, fingen auch sie an, nach Kinderart, jämmerlich zu weinen, und Arcadius rief ganz außer sich vor Schmerz über Eudoxia's Gram:

„Der Elende! ... Er soll herkommen! ... Er werde gestraft, wie Du es verlangst und wie es nur allzu gerecht ist. Er werde auf ewig von unserm Angesicht verbannt und all seiner Titel, Würden, Aemter und Schätze beraubt .... er beschließe sein Leben dort, wohin er Bessere, als er ist, verbannt hat: in Colchis oder in einer Oase der lybischen Wüste."

„Heil Dir, o großer Kaiser! das Reich ist gerettet!" rief Gaïnas triumphirend und verließ stürmisch das Gemach, um auf der Stelle den Consul rufen zu lassen und im Pallast und in der Stadt die frohe Kunde von Eutrops Sturz zu verkünden, die mit größerem Jubel als hundert Siegesbotschaften aufgenommen wurde und sich blitzschnell unter der ganzen Bevölkerung verbreitete.

Was keine vernünftige Vorstellungen jemals erreicht hätten, das bewirkten Eudoxia's trostlose Thränen — Kaiser Arcadius gab seinen Günstling auf.

Ein tiefer Fall.

Eutrop folgte ahnungslos dem Kämmerling, der ihn zum Kaiser rief. Etwas erstaunt über die frühe Stunde, war sie ihm doch ganz willkommen, weil er dem Kaiser den Plan zu seinem öffentlichen Festspiel mittheilen und dann die Vorbereitungen dazu schleunigst machen wollte. Nach der Berathung des gestrigen Abends hatte er mit seinen beiden Freunden eine schwelgerische Mahlzeit genossen und sich in seinem Günstlingsübermuth so blind eingesponnen, daß er, wie der Vogel Strauß, auf eine allgemeine Blindheit seiner Feinde rechnete.

Die Bewegung in den Vorsälen des Kaisers fiel ihm auf. Sollte Arcadius erkrankt sein? vielleicht gefährlich? . . . vielleicht am Sterben? . . . — Seine Gedanken flogen weiter. Ein Sohn ist hier nicht.... den Knaben Honorius beschäftigt vollauf sein Abendland. Warum nicht ich . . . . der Consul, der

Patricius Eutrop — Cäsar-Augustus? Theuer erkaufen müßte ich es ... denn all diese Augen betrachten mich mit Haß ... aber wozu sammelte ich meine Schätze? — — Diese Gedanken flogen ihm durch den Sinn, während er weiter ging und die Blicke der Diener und der Kämmerlinge mit Hohn und Verachtung ihm folgten. Plötzlich blieb er stehen, denn aus dem Gemach des Kaisers trat Gaïnas ihm entgegen.

„Du hier?“ stammelte Eutrop erbleichend.

„Warum nicht?“ fragte der Gothe zurück, nahm Eutrops Arm, zog ihn heftig in das Zimmer hinein und rief dem Kaiser zu:

„Hier ist der Verräther, Cäsar-Augustus! Strafe ihn, wie er es verdient.“

Kreideweiß unter seiner Schminke, mit schlotternden Gliedern und mit Todesangst im starren Blick, fiel Eutrop auf die Knie, denn neben dem Kaiser saß Eudoxia in lächelnder, rosiger Schönheit — und wie ein Blitz schoß es durch sein Gehirn: sie sind versöhnt .... Tribigild unterwirft sich ... ich falle.

„Elender!“ sagte der Kaiser finster, „hier ist Deine Verurtheilung. Nimm sie und entferne Dich aus meiner Nähe.“

„Gnade! Erbarmen!“ ächzte Eutrop, ohne das Pergament mit der kaiserlichen Unterschrift zu nehmen.

„Lies es ihm vor, Gaïnas," sagte der Kaiser.

„Und öffne die Thüre, damit Alle, die draußen sind, über die Gerechtigkeit des Kaisers frohlocken," setzte Eudoxia hinzu.

Es geschah, und alle Kämmerlinge drängten sich so nahe wie möglich an die Schwelle, um zu hören und zu sehen; — bis auf einen.

Gaïnas las mit erhobener Stimme die wenigen Worte, die Eudoxia aufgesetzt und Arcadius unterschrieben hatte.

„Der ehemalige Oberkämmerer, Consul und Patrizius Eutrop ist all seiner Aemter, Würden und Titel entsetzt, seiner Schätze beraubt und lebenslänglich an das fernste Gestade des schwarzen Meeres verbannt."

Ein Jubelruf beantwortete dies Urtheil, während Eutrop sich winselnd auf den Knien zu Eudoxia wendete und ächzte:

„O Augusta, Du Herrliche, rette mein Leben!"

Eudoxia wendete sich verächtlich von ihm ab und Arcadius sagte:

„Du hörtest ja, daß Dir das Leben geschenkt ist, obschon Du tausendmal den Tod verdienst."

„Man wird mich morden!" jammerte Eutrop.

Gaïnas flüsterte in Eudoxia's Ohr:

„Herrin, Du warst zu mild."

„Es ziemt mir zu strafen, nicht zu verderben," entgegnete sie stolz.

„Fort mit Dir aus meinem Angesicht!" sagte Arcadius. „Geh und nimm was Du nöthig hast. Binnen zwei Stunden mußt Du reisefertig sein. Dann wird man Dich abholen."

„Und mich umbringen!" wimmerte Eutrop. Er kroch auf den Knien an Arcadius heran und stieß in gräßlicher Angst kaum verständlich die Worte aus: „Erbarme Dich meiner . . . laß mich nicht umbringen."

„Dieser Anblick foltert mich," rief Eudoxia. Sie klatschte in die Hände, und durch das Gewühl der Höflinge, welche die Thüre belagerte, ohne das kaiserliche Gemach zu betreten, machte Amantius sich Platz und trat ein.

„Führe ihn fort, Amantius!" sagte Eudoxia; „er ist besinnungslos vor Angst. Stehe ihm bei, daß er reisefertig werde."

Amantius hob Eutrop vom Boden auf und führte ihn, der willenlos folgte, aus dem Gemach. Schon im ersten Vorzimmer stürmte eine Flut von Schmähungen auf den Elenden ein. Aber je weiter er sich vom Kaiser entfernte und je mehr er in den Bereich der untern Dienerschaft kam, desto grimmiger wurden die Schmähungen, und Amantius hatte die größte Mühe, ihn vor rohen Mißhandlungen zu schützen.

Eutrop schien von dem Allen nichts zu sehen, nichts zu hören, nichts zu fühlen. Die Todesangst machte ihn unempfindlich und besinnungslos. Amantius rief ununterbrochen in die wilden Drohungen, welche wüthende Geberden begleiteten, hinein:

„Im Namen der Kaiserin .... Niemand rühre ihn an .... er geht in die Verbannung .... er verläßt die Stadt“ .... —

„Er geht und nimmt seine Schätze mit! Er geht und kommt wieder!... Das darf nicht sein! ... Heraus mit dem Golde, das uns, das allen rechtschaffenen Leuten abgepreßt ist!... Das muß er mit dem Leben büßen .... Verbannung ist keine Strafe für seine Frevel!“ — riefen zornige Stimmen.

„Im Namen der Kaiserin ... hinweg von ihm!“ wiederholte Amantius, und geleitete den unglücklichen Oberkämmerer nach demjenigen Theil des Pallastes, den er bewohnte. Da sagte Amantius:

„Nun bist Du in Sicherheit. Schicke Dich an zur Reise bis Deine Wachen kommen und Dich abholen.“

„Ich .... in Sicherheit?“ rief Eutrop. „Siehst Du denn nicht, wie verlassen ich bin! wo sind meine Diener? wo sind meine Freunde? ... nicht Einer ist da! ... Und hörst Du nicht da

draußen das wilde Getöse .... das Wuthgeschrei des Pöbels, der nach meinem Blute lechzet."

„Fasse Dich! die Soldaten werden kommen und Dich schützen."

„Die Soldaten .... mich schützen? sie sind von Gaïnas gegen mich aufgewiegelt. Sie werden mich überfallen wie wilde Thiere ... und mich erwürgen ... oder mich zerreißen und zerfleischen lassen!" ... —

„Unglückseliger!" sagte Amantius erschüttert von dieser furchtbaren Angst, um ein so elendes Leben: „denke an Gott!"

„Ha .... das will ich!" rief plötzlich Eutrop, wie von einem Hoffnungsstrahl belebt. „Gehab Dich wohl! ich danke Dir ... geh, verlasse mich ... ich will allein sein ... geh, Amantius."

Dieser zögerte; es stieg eine Furcht in ihm auf. „Du wirst doch nicht Dir das Leben nehmen?" fragte er besorgt.

„Ich ... mir das Leben nehmen? bist Du wahnsinnig, um so zu fragen? ich will ja leben ... leben! in einer Wüste Scythiens oder Lybiens ... aber leben, nur leben. Darum verlaß mich ... meine Augenblicke sind kostbar."

„Gott sei Dir gnädig," sagte Amantius und entfernte sich, um Eudoxia zu melden, daß ihr Befehl vollzogen sei.

„Wünsche mir Glück!“ sagte sie freudestrahlend. „Der Kaiser hat so eben alle Großwürdenträger berufen, um ihnen meine Ernennung zur Augusta mitzutheilen. Jetzt bin ich Kaiserin.“

Die Wuth des Volkes gegen den gestürzten Günstling wurde immer lauter. Massenhaft stürzte es nach dem Theater, dem Circus, dem Forum, wo Eutrop seine Bildsäulen aufgestellt hatte, um sie zu Boden zu reißen, an Stricken durch die Straßen zu schleifen und zu zertrümmern. Andere Massen umdrängten das Thor, aus welchem die Prätorianer ihn zum Hafen führen würden. Noch andere warfen mit Steinen und Unrath nach den Mauern, die ihn umschlossen, und stießen Verwünschungen gegen Denjenigen aus, vor dem sie gestern im Staube gekrochen waren — und der sich bereits heimlich entfernt hatte.

Eutrop verlor keine Zeit. Er wusch alle verschiedenen Schminken von seinem fahlen Antlitz; er warf seine prächtigen Gewänder ab und bekleidete sich mit denen eines Küchenjungen; er streute Staub auf sein Haar und besudelte die Hände mit Ruß und Asche. In fliegender Hast vollführte er diese Umgestaltung. Niemand störte ihn. Seine Diener waren geflohen oder gesellten sich zu seinen Feinden. Unbemerkt entschlüpfte er durch die Hinterhöfe des Pallastes und eilte durch

stille abgelegene Gassen in die Stadt hinab, athemlos, angsthaft, und doch zuweilen den Schritt mäßigend, um kein Aufsehen zu erregen. Aber Niemand beachtete ihn, und von all' den Leuten, an denen er vorüber eilte, hatte Keiner eine Ahnung, daß dieser alte, verfallene, unsaubere Sclav — der Consul Eutrop sei.

Endlich war er seinem Ziele nahe. Wie ein gehetztes Wild schoß er über den großen Platz dahin — und in den Vorhof der Sta. Sophia hinein. Da prallte er gegen zwei Frauen an; und die eine rief erschreckt:

„Eutrop!"

„Schweig' . . . aus Barmherzigkeit!" flüsterte er und eilte weiter, während die beiden Frauen ruhig den Vorhof verließen.

Draußen auf dem Platz aber richtete Diejenige, die ihn erkannt hatte, ihren Schritt nach dem Pallast des Patriarchen, indem sie zu ihrer Gefährtin sprach:

„Es ist etwas Gewaltiges vorgefallen. Wir wollen den heiligen Vater von dieser Begegnung in Kenntniß setzen, damit er seine Maßregeln nehme."

Die beiden Diaconissinnen Pentadia und Procla ließen sich bei Chrysostomus melden und wurden sogleich in sein armes Zimmer geführt,

das einer Klosterzelle ähnlicher, als dem Gemach eines Kirchenfürsten war. Er saß und schrieb an einem großen Tisch, worauf mehrere Bücherrollen, Pergamente und Wachstafeln lagen. Er grüßte die Frauen mit einem freundlichen Blick und schrieb einen Satz zu Ende. Dann erhob er sich, und während sie mit leichter Kniebeugung seine Hand küßten, fragte er liebreich nach ihrem Begehren.

„Ehrwürdiger Vater," sprach Pentadia tiefbewegt, „die Kirche hat ihr Asyl Demjenigen geöffnet, der ihr das Gnadenrecht entreißen wollte. Eutrop in Sclaventracht floh so eben dem Altar der Sta. Sophia zu, entstellt und zitternd."

„O göttliche Vorsehung!" rief Chrysostomus, „wie wunderbar sind deine Wege! .... Und Du erkanntest ihn, Du Pentadia, der er denselben Schutz nicht gönnen wollte?"

„Bis dahin schien er wirklich von Niemand erkannt zu sein," erwiederte sie; „aber das kann ja nicht lange währen."

„Was ist nur im Pallast vorgefallen, um diesen Sturz zu bewirken?" fragte Chrysostomus nachdenkend. „Nun, gleichviel! das Heiligthum wird ihn schützen."

Einige Geistliche erschienen jetzt und bestätigten das große Ereigniß von Eutrops Sturz und Zuflucht.

„Er ist aus dem Hebdomon verkleidet entwischt,“ erzählte Serapion. „Als die Prätorianer kamen, um ihn zum Hafen zu führen und einzuschiffen, war seine Wohnung leer. Sie stürmen jetzt durch die Stadt, um ihn zu suchen und das Volk ist in rasender Aufregung. Hörst Du das ferne Summen des tollen Bienenschwarms? . . . und wie es näher kommt? . . . und noch näher? . . . Und dies tobende Geheul? . . . Sie sind dem Elenden auf der Spur.“

Pentadia und Procla erbleichten, als sie die Ausbrüche der Wuth vernahmen, die auf dem großen Platz statt fanden.

„Wartet ab, bis das Unwetter sich legt und mischt Euch jetzt nicht unter diese Menge,“ sagte Chrysostomus zu den beiden Frauen. „Begebt Euch einstweilen zu meinen Kranken, in mein Spitälchen. Dort könnt Ihr Liebesdienste thun und darüber Eure Beängstigung vergessen. Ich gehe in die Kirche.“

„Deine Heiligkeit wird den Unseligen retten, daß er nicht in seinen Sünden umkomme?“ fragte Pentadia.

„Nicht ich, meine Tochter!“ entgegnete Chrysostomus. „Bete Du für ihn, damit es Gott gefalle, Sein Heiligthum zu schützen und vor Gewaltthat zu bewahren.“

Er begab sich mit einigen Geistlichen durch die Höfe und Gänge, welche seine Wohnung mit dem Gotteshause verbanden, nach der Sta. Sophia.

Ein Diacon führte die Frauen nach einem entlegenen Theil des Pallastes, wo in einem freundlichen und geräumigen Zimmer einige unheilbar kranke Männer gebettet waren.

„Wir pflegen sie," sagte der Diacon; „aber der eifrigste Krankenpfleger ist Der, der sich dies Spitälchen zu seiner Erholung eingerichtet hat und der zuweilen in nächtlicher Stunde hier wacht und betet, wenn die Last und Menge der Geschäfte ihm am Tage keinen Besuch gestatteten. Hier hört Ihr nichts von dem Tumult ... und ist er vorüber, so bringen wir Euch Kunde."

Das Asyl.

Es war ein Prachtbau, der Dom der Sta. Sophia, den Constantin mit verschwenderischem Reichthum ausgestattet hatte. Die Thüren waren von Cedernholz, eingelegt mit Elfenbein und dem damals so hochgeschätzten, seltenen Bernstein; die Wände von weißem Marmor mit buntfarbig incrustirten Arabesken. Der Marmorfußboden glänzte spiegelhell. Säulen von Porphyr, Alabaster, Verde antico und rosenfarbenen egyptischen Granit, trugen die Gallerien unter der Kuppel. Nachenförmige silberne Lampen schwebten mit dem ewigen Licht unter dem kühnen Gewölbe, und silberne Candelaber in Form von Bäumen, trugen auf ihren Zweigen Sträuße von Wachskerzen. Aus dem Gitter des Lettners, der den Chor abschloß, stiegen zwölf, mit Silber überzogene Säulen auf, und zwischen ihnen standen zehn silberne Statuen,

welche den göttlichen Erlöser, seine heiligste Mutter, die vier Evangelisten und die vier großen Propheten darstellten. Die Altarplatte war eine Masse von zerstoßenen Edelsteinen mit Perlen und Gold zusammengeschmolzen, und um den silbernen Baldachin über dem Bischofstuhl wand sich ein Kranz von goldenen Lilien, während der Baldachin über dem Ambo ein goldenes Kreuz trug, das hundert Pfund schwer und mit Diamanten und Perlen besetzt war.

So war diese Kirche, der Stolz der Kaiser und die Freude der Gläubigen, eine Kleinodiensammlung der Kunst und die Krone von Constantinopel.

Aber an diesem Tage hatte Niemand einen Blick für diese Herrlichkeit, obschon die Kirche mit Menschen überfüllt war. Alle Augen waren einem Gegenstand zugewendet, der den vollkommensten Contrast bildete, mit Allem was ihn umgab.

Der erborgte Abglanz der Majestät war von ihm gewichen, und in seiner ganzen Häßlichkeit und Armseligkeit, halbtodt vor Entsetzen, stand der elende Freigelassene am Altar und umfaßte krampfhaft eine Säule. In seinem unsaubern Anzug, mit seinen gemeinen Zügen und seiner rohen Feigheit, machte er ganz den Eindruck

eines Sclaven, der sich vor einer verdienten schweren Züchtigung fürchtet und der das Beil und die Stäbebündel, welche die Lictoren einst vor ihm, wie vor jedem Consul hertrugen, als seinen letzten Antheil ahnt.

Die Menge hatte ihn endlich aufgespürt und überfüllte schnell den weiten Dom. Aber sie regte sich nicht; sie harrte gespannt des Ausgangs. Das Asylrecht war durch ein Gesetz aufgehoben, und der Verbrecher — oder der Unschuldige! — durfte auf des Kaisers Befehl von den Prätorianern vom Altar hinweggerissen werden. Würde dieser Befehl kommen? würde er zum erstenmal seine Anwendung für Denjenigen finden, der ihn veranlaßt hatte? was würde der Patriarch sagen? thun? Diese Erwartung hielt Tausende in fieberhafter Spannung.

Da klirrte es im Vorhof von Waffen, da dröhnte es von schweren Tritten. Die Prätorianer kamen also wirklich! Sie kamen näher; sie betraten die Vorhalle .... und nun das Mittelschiff der Kirche. Rücksichtslos drängten sie sich in die Menschenmasse hinein, die keinen Raum hatte, um auszuweichen, aber lieber sich zerquetschen, als dies Schauspiel fahren ließ. Vorwärts drängten sich die Soldaten ihrer Beute zu und stießen mit den Speeren auf die Marmorquadern,

damit man ihnen Platz mache. Eutrop blickte starr auf die eiserne Schlange, die sich langsam auf ihn zu wälzte und deren grimmige Augen ihm den Tod verhießen. Er umklammerte die Säule, wie der Schiffbrüchige das Brett, auf welchem er über der unermeßlichen Tiefe des Ozeans schwimmt. Jeder Nerv seines Körpers bebte; das wildpochende Herz trieb ihm den Angstschweiß auf die Stirne und hemmte seine Athemzüge. Zuweilen stieß seine krampfig zugeschnürte Kehle ein rauhes Röcheln aus und ein Krampf zuckte über seine verzerrten Züge. Es war ein grausiger Anblick. Aber Niemand wurde zum Mitleid bewogen. Alles war gleichsam besessen von Spannung auf den Ausgang dieser Scene.

Da entstand in einem Seitengang des Domes, aus welchem man in die Sacristei gelangte, eine leise Bewegung in der Menge, der das Geflüster folgte: „Er kommt! . . . er ist's . . . . der Patriarch! Platz für ihn! . . . Der goldene Mund wird reden." — Die Menge machte es möglich, ihm auszuweichen. Dadurch wurden die Prätorianer etwas zurückgeschoben und standen wie eingekeilt, während der Patriarch den Ambo bestieg. Nun stand er oben, eine kleine, schwache Gestalt, ein zartes, kränklich bleiches Antlitz, ein Bild der körperlichen Gebrechlichkeit; — aber trotz dersel-

ben so muthig, wie es das gute Gewissen — und so gebietend, wie es das Bewußtsein ist, höhere Rechte zu vertheidigen. Mit kräftiger und klangvoller Stimme befahl er den Soldaten sich zurückzuziehen, der Menge sich zu entfernen. Weder Gewaltthat, noch brutale Neugier dürfe die heilige Stätte entweihen. Gottes Barmherzigkeit stoße ein Gesetz zurück, das noch nie vollzogen sei und auch in diesem Fall nicht vollzogen werden dürfe.

Die Prätorianer zogen sich zurück, als ob Chrysostomus ihr Befehlshaber sei, dem sie zu gehorchen hätten. Das Volk, schwankend zwischen Zustimmung und Groll, verlief sich allmälig, um draußen seinen widerstreitenden Empfindungen Luft zu machen. Eutrop war durch diesen plötzlichen unverhofften Wechsel in seiner gefährlichen Lage, ganz stumpfsinnig und ohne Fassungsvermögen. Er taumelte zu Boden und wurde ohnmächtig. Der Patriarch ließ ihn in eine Kammer führen, die zur Sacristei gehörte, und mit Wein erquicken.

„Der hat kein Martyrerblut in den Adern," sagte ein junger Akolyth, der ihm Hülfe leistete.

„Er hat auch nicht die Sache der Martyrer zu vertreten," erwiederte ein Diacon. „Eigenliebe macht feig in Gefahr, denn sie stützt sich auf das gebrechliche Ich. Gläubige Gottesliebe macht muthig; sie weiß wer ihr Helfer und Beschirmer ist."

„Wie er da stand, der heilige Patriarch und die alte halbtodt gehetzte Bestie gegen die blutgierige Meute mit nichts vertheidigte, als mit seinen Worten — ein göttlich trostreicher Anblick!" rief der Akolyth.

„Ja wohl, trostreich!" rief ein Anderer. „Ich dachte unwillkürlich an meine eigene arme Seele, wenn sie dereinst ihr Gericht zu bestehen haben wird . . . und wenn die Teufel sie grimmig anklagen und ihr Schutzengel sie zu vertheidigen sucht. Und ich that ein inbrünstiges Stoßgebet, daß mein Gewissen dann besser beschaffen sein möge, als das von diesem Unseligen."

Beherrscht von dem Zauber, der von Chrysostomus ausging, waren Prätorianer und Volk ihm gewichen. Aber jene eilten zum Hebdomon und dieses rottete sich zusammen und sprach neben der Verehrung und Bewunderung des Patriarchen, den glühendsten Haß gegen den gestürzten Günstling aus. Kaum war Chrysostomus in seine Wohnung zurückgekehrt, als auch schon ein Bote des Kaisers erschien und ihn in den Hebdomon berief. Die Kunde verbreitete und vergrößerte sich. Als Chrysostomus auf dem großen Platz vor der Sta. Sophia und seinem Pallast erschien, umwogte ihn das Volk und wehklagte:

„Du bist verhaftet, o Vater! . . . . Du gehst

in's Elend, statt jenes Nichtswürdigen! . . . Deine Heiligkeit opfert sich vergeblich für ihn auf . . . wir rächen Dich . . . und uns! — Liefere ihn dem gerechten Zorn des Kaisers aus . . . . und rette Dich!"

Chrysostomus suchte Klagen und Zorn zu beschwichtigen durch ein beruhigendes oder bittendes Wort — und eilte zum Kaiser, den er höchst aufgebracht fand, weil Gaïnas mit einer Empörung des ganzen Heeres gedroht hatte, wenn Eutrop entwische.

„Heiliger Vater!" rief ihm Arcadius entgegen, „Du beschützest den Verbrecher und gefährdest meinen Thron! . . . ist das erlaubt?"

„Nur vor der blinden Wuth seiner blutdürstigen Feinde schirmt den Unseligen die Kirche — und das wird Deinen Thron, o mildreicher Kaiser, eher befestigen, als beschädigen," entgegnete der Patriarch sanft und unerschrocken.

„Du weißt, daß sie dies Schutzrecht nicht mehr besitzt."

„Verzeih, o Herr, wenn ich dafür halte, daß dies Schutzrecht zu tief mit ihrem Wesen zusammenhängt, um ihr verloren zu gehen."

„Ein kaiserliches Gesetz hat es ihr bereits entzogen — und ich denke nicht, daß Deine Heiligkeit sich berufen wähnen wird, die Gesetze zu übertreten."

„Dies Gesetz ist von Demjenigen vorgeschlagen, gegen den es heute angewendet werden soll, huldreicher Kaiser. Sehr niedrige Leidenschaften bestimmten ihn dazu: er wollte edlerem Unglück, als das seine ist, den rettenden Hafen sperren. Als das Gesetz bekannt wurde, hat die öffentliche Meinung einen Schrei der Entrüstung ausgestoßen — und bis zu dieser Stunde ist es nie angewendet worden. Die Ehrfurcht vor der Kirche verurtheilt es" .... —

„Aber es besteht, es ist gültig, es hat meine Sanction!" rief Arcadius; — „und auch Deine Heiligkeit hat sich dem Gesetz zu unterwerfen."

„Gewiß, huldreicher Kaiser! Nur darf es nicht gegen mein Gewissen sein, das einem höheren Gebot zu gehorchen hat. Ich darf heilige Rechte der Kirche nicht schmälern lassen. Eine Stätte des Erbarmens zu sein — das ist ihr ganz eigenthümliches Recht. Das hat sie von ihrem Stifter ganz unverlierbar geerbt. Eine Sünderin umfaßte seine göttlichen Füße und weinte — und stand auf und war eine Heilige."

„Das ist ein Fall, ehrwürdiger Vater!"

„Ja, ein Fall, den die Jahrhunderte des Christenthums laut preisen und der für ewig in der Kirche maßgebend ist. Und wer kennt das, was im Verborgenen geschieht! Sie will, sie muß

zu retten suchen ... wenn nicht das Leibesleben, so doch die unsterbliche Seele. Wird aber der Verbrecher in der Raserei des Augenblicks, wenn er ein vor Angst besinnungsloser Flüchtling ist, ergriffen und hingemordet, so geht er an Leib und Seele zu Grunde und seine Verfolger stürzen sich in schwere Sünde. Dies sucht die Kirche zu verhüten; es ist ihre Pflicht. Kann Deine Frömmigkeit ihr das zum Vorwurf machen? ... oder mir zum Vorwurf .... der ich doch nichts weiter als ihre Vollmacht übe? — Und jetzt haben wir nur einen Frevler im Auge. Aber denke an die Unschuldigen, Kaiser Arcadius! Denke daran, daß eine Frau, wie Pentadia, vom Altar hinweg gerissen, nach Lybien verbannt und dort — Gott allein weiß wie! mit ihrem Gemahl umgekommen, untergegangen, verschmachtet wäre, wenn das Asylrecht nicht bestanden hätte. Meinst Du, daß ein ähnlicher Fall nicht hundertmal vorkommen könne? und Du solltest nicht Gott danken, daß die Kirche der menschlichen Leidenschaft, die sich nur allzu oft im Gesetz, wie ohne Gesetz geltend macht, einen heilsamen Riegel vorschiebt, der nicht der Gerechtigkeit, sondern der Ungerechtigkeit gilt?"

„Es geht nicht an Eutrops Leben, heiliger Vater," erwiederte Arcadius besänftigt; — „nur verbannt, nur unschädlich soll er werden."

„Stehst Du für Deine Prätorianer ein, o mildester Kaiser? für Gaïnas, den Todfeind Eutrops? für den aufgeregten Pöbel? — Gib diesen ungestümen Elementen Frist sich zu besinnen, sich zu beruhigen — und dem armseligen Eutrop Frist, sich der Hand Gottes, die ihn züchtigt, zu unterwerfen. Du willst ja nur das Gute, das Richtige thun. Nun wohlan! so wolle, was Gott will: der will nicht den Tod des Sünders, sondern, daß er sich bekehre und lebe."

„Deine Heiligkeit weiß, daß ich nicht grausam bin . . . . daß ich den Menschen wohl will," erwiederte Arcadius; „aber Gaïnas versichert, Eutrop müsse fallen — und die Prätorianer verlangen es."

„Die Gerechtigkeit verlangt seine Entfernung," sagte der Patriarch; — „ihr bist Du Eutrops Verbannung schuldig! dem Gaïnas und seiner Rachsucht nicht — und den Prätorianern und ihrer Grausamkeit auch nicht. Stelle ihrem Drängen und ihren Anforderungen Deine Milde, Deine Besonnenheit, Deine Würde entgegen — und sie werden verstummen. Sie werden nicht wähnen, ihr Vorhaben ausführen zu dürfen, wenn Du, o großmüthiger Kaiser, ihnen zeigst, daß Du bereits einen Entschluß gefaßt hast."

„Deine Heiligkeit hat Recht! so will ich es machen!" rief Arcadius. „Man soll erfahren, daß ich

der Gebieter bin. Aber bete für mich, ehrwürdiger Vater, damit ich Worte finde, um die wilde Rotte zu bändigen.... und sei versichert, daß das Gesetz gegen das Asylrecht der Kirche aus den öffentlichen Urkunden vertilgt werden soll. Du hast mich überzeugt, daß es gegen Gewaltthat und mißbrauchte Macht nothwendig ist.... und ich danke Dir dafür."

Mit der liebenden Ehrerbietung eines Sohnes entließ Arcadius den Patriarchen, der mit stillen Dankgebeten zu seinen Begleitern zurückkehrte. Sie erwarteten ihn mit Spannung, die an Besorgniß gränzte. Sie fürchteten für ihn mehr den Ingrimm der Prätorianer, als den Unwillen des Kaisers, und sie begrüßten ihn mit hoher Freude, als er wieder zwischen ihnen erschien.

„Dein mildes Lächeln kündet uns einen guten Erfolg an, heiliger Vater," sagte Serapion froh.

„Betet für den Kaiser," erwiederte Chrysostomus. „Er gibt der Kirche ihr Asylrecht wieder und rettet Eutrops Leben."

„Deine Heiligkeit gleicht dem fabelhaften Orpheus!" rief der Diacon Isidor ganz begeistert. „Durch den Zauber seiner Leyer zähmte er die Thiere des Waldes und bewog er die Steine, sich zu Mauern zusammen zu fügen. Deine Worte besänftigen in der Sta. Sophia die Prätorianer, und geben im Hebdomon dem Kaiser Muth."

„Gib Gott die Ehre, mein Sohn, und bete für den Kaiser,“ antwortete Chrysostomus und kehrte mit seinen Begleitern nach seiner Wohnung zurück, deren Thor von vielen Leuten umlagert war, die seine Heimkunft erwarten wollten. Als er erschien, begrüßten sie ihn mit frohlockendem Zuruf. Die hohe Heiligkeit seines Wandels, die Strengheit und Dürftigkeit seines häuslichen Lebens, seine grenzenlose Barmherzigkeit für jede Noth, seine Liebe zu den Armen, der Feuereifer seiner Predigt, die sorgliche Aufmerksamkeit, die er dem Clerus und dessen apostolischen Beruf zuwendete — Alles das machte ihn zum Abgott des Volkes und zum Vorbild der Vollkommenheit für diejenigen, denen es Ernst war, ein christliches Leben zu führen! Der Mensch ist so beschaffen: er sucht eine Autorität für sein Thun und Lassen auch bei ganz äußerlichen und weltlichen Dingen; und er sucht sie in einer Region, die — auch im weltlichen Sinne — über ihm liegt, weil er dort mehr Einsicht voraussetzt. Alle Geister, die in der breiten Weltströmung sich bewegten, richteten ihre Blicke auf Arcadius und seinen Hof; alle, die sich ihr zu entziehen suchten, auf Chrysostomus und sein Beispiel. Und der gemeine Mann, der, wenn er nicht Pöbel ist, das Herz auf dem rechten Fleck hat, fühlte sehr richtig, daß der Patriarch ihm ein besserer Vater sei, als der Kaiser.

Dem zahlreichen Pöbel von Constantinopel hingegen war Chrysostomus, wie die Tugend dem Laster und die Hoheit der Gemeinheit nun einmal ist, gründlich verhaßt — und zu diesem Pöbel gehörten auch Priester, auch Mönche. Das Constantinische Zeitalter machte das Kaiserthum und christlich stürzte das Heidenthum vom Thron. Damit begann eine neue Ordnung der Dinge, der Anschauungen, der Prinzipien, die aber nicht verhindern konnte, daß das Christenthum vielfach nur eine Larve für das Heidenthum wurde. Nach einer Generation kam Kaiser Julian der Apostat und Kaiser Valens, der wüthende Arianer, und bei ihren Verfolgungen ergab sich das, was unter ähnlichen Umständen immer geschieht: die Gläubigen heiligten sich mehr und mehr; die Oberflächlichen, die Ueberzeugungslosen fielen vom Christenthum ab, wurden heidnisch, wurden arianisch, wie sie Christen geworden waren, dem Beispiel der Herrscher folgend. Das Theodosische Zeitalter brachte abermals, und mit größerem Nachdruck und auf breiteren Grundlagen das Christenthum auf den Thron; und abermals fluteten die Schleppenträger des kaiserlichen Purpurs in die Kirche hinein, dem Namen nach — Christen, meistens erst getauft im spätern Lebensalter; im Herzen — wenn nicht heidnisch genug, um die alten Götterbilder, so doch genug, um die Idole der eige-

nen Leidenschaften anzubeten; folglich der christlichen Ascese wenig zugethan. Ein solcher Mann war der Vorgänger des Chrysostomus gewesen, der Senator Nectarius, den Theodosius auf den Patriarchensitz erhob, und der sehr fern davon war, seinen Clerus in jene heilige Zucht zu nehmen, die Chrysostomus an sich selbst geübt, nachdem er seine erste Laufbahn als Rechtsanwalt verlassen hatte, und die er unerläßlich für den Priester fand, der sich die Welt unter die Füße legen soll. Er hatte also Feinde unter denen, welche seine Jünger sein sollten. Sie haßten sein Licht, welches ihre Finsterniß beleuchtete und offenbarte.

Auch jetzt waren Einige von ihnen unter dem Volkshaufen vor seinem Pallast; nicht aus Theilnahme, sondern spähend und spionirend im unbestimmten Drang der Bosheit, an der Tugend Böses zu finden.

„Gott sei gelobt.... Du bist wieder da!" rief das Volk dem Patriarchen entgegen. „Gott segne Deine Heiligkeit!... Er schenke tausend Freuden Deiner gebenedeiten Seele."

„Danket Gott und dem hochherzigen Kaiser!" sprach Chrysostomus, indem er sich unter dem Thore zurückwendete; — „das Gesetz gegen das Asylrecht ist zurückgenommen."

Ein Jubelruf war die Antwort. Im Schirm der Kirche fühlte Jeder sich gesichert.

„Vielleicht wird er selbst noch diese Freistatt in Anspruch nehmen müssen," sagte Florus zu Eugenius.

„Wenn der Haß gegen ihn zunimmt — dann gewiß!" erwiederte dieser.

Beide waren Geistliche, welche die heilige Strenge des Patriarchen verabscheuten, weil sie von ihr getroffen waren, ohne sich zu bekehren.

Natur und Gnade.

Es war Sonntag — der Tag des Herrn. An dem Tage empfand Olympia das Schmerzlichste ihrer Gefangenschaft: sie war ausgeschlossen vom Gottesdienste, sie konnte der Feier der heiligsten Geheimnisse nicht beiwohnen.

„O meine Herrin," sagte Theone mitleidig, „wie betrübt es mich, einer Gnade theilhaft zu werden, welche Du entbehren mußt."

„Betrübe Dich nicht, „entgegnete Olympia mild, „ich geselle mich im Geiste zu jenen Büßern, welchen die heilige Kirchenzucht den Besuch des Gotteshauses untersagt, bis sie ihre Bußzeit demüthig vollbracht haben."

„Wir wissen aber, o Herrin, daß Dir ein anderer Platz gebührt!" rief Theone.

„Ich weiß, daß der Platz, auf den Gott mich stellt, mir gebührt," sagte Olympia.

„Ach! wolltest Du doch mit uns Allen gehen! Wir sind ja verschleiert .... Niemand erkennt Dich! und wenn auch! Niemand würde Dich verrathen. O gehe mit uns und tröste Deine Seele vor dem hochheiligen Opfer."

„Du weißt, daß mein Haus von Spähern bewacht wird — daß ich bedroht bin, anstatt Deines Vaters, eine Rotte von Prätorianern als Thürhüter und Wächter zu bekommen — daß ich freiwillig erklärt habe, mich der Gefangenschaft durch mein Wort zu unterwerfen, um nicht Euch Alle und mich selbst der Brutalität der Soldaten auszusetzen: es ist also vollkommen nutzlos, mir einen solchen Vorschlag zu machen. Geh', Theone. Ich bleibe — und Gott wird mich trösten."

Einsam blieb sie zurück. Sie besuchte ihr Krankenzimmer, bediente die Leidenden und betete mit ihnen. Dann begab sie sich in ihr Zimmer und versenkte sich in fromme Betrachtung über die Gnade, um der heiligen Liebe willen in einer Gefangenschaft zu sein, welche der Seele ihre volle Freiheit läßt, während die äußerliche Freiheit nur allzu oft die Seele mit schweren Fesseln belastet. Wie alle zarten, edlen Organisationen hatte sie einen lebhaften Sinn für die Schönheit der Natur. Aber keinem irdischen Zauber, von welcher Seite er auch kommen mogte, gestattete sie die ge-

ringste Herrschaft, und es vergingen Tage und Wochen und Monate, ohne daß sie die Terrasse betrat, die an der einen Seite ihres Hauses unmittelbar über dem Meere lag und eine herrliche Aussicht auf die Propontis gewährte. Zur Zeit ihres Vaters und ihres Gemahls war diese Terrasse in einen anmuthigen Garten verwandelt gewesen voll blühender Gesträuche, Zierpflanzen und Springbrunnen, zwischen denen sich zierliche Zelte mit bequemen Sitzen erhoben und Schutz gegen die Sonne und die Meerluft anboten. Das Alles war längst verschwunden und nichts war der Terrasse geblieben, als das, was die Kunst ihr nicht gegeben hatte, die Aussicht auf das Meer — eine unvergängliche Schönheit.

Jetzt ging Olympia auf diese Terrasse, lehnte sich an die Brustwehr und ließ ihr schönes Auge über das Spiel der Wellen hinschweifen. So ist das Leben mit Gott, sprach sie zu sich selbst; auf der Oberfläche immer bewegt, immer in rastloser Arbeit, in rastloser Sehnsucht; — in der Tiefe.... geheimnißvolle Ruhe. —

„Olympia! welch ein Wunder!" rief eine lebhafte Stimme, und eine Dame trat aus der Thür, die aus dem Saal auf die Terrasse führte. „Ich stehe hier schon drei Minuten und während der ganzen Zeit bist Du unbeschäftigt! Du liest nicht

in Deinen heiligen und gelehrten Schriften — Du pflegst nicht Deine geliebten Krüppel — Du nähest nicht Deine kostbaren Stoffe . . . . o Wunder! Du bist müßig wie unsereins."

„So wird man ertappt!" sagte Olympia lächelnd. „Aber was führt Dich zu mir, theure Thaïs?"

„Sieh, wie ich Dich liebe!" rief Thaïs, eine hübsche junge Frau, nahverwandt mit Olympia; — „ich habe Deinetwegen heute den Gottesdienst versäumt."

„O das war kein Zeichen von Liebe, das mich freuen kann!" erwiederte Olympia.

„Undankbare!" sagte Thaïs leichthin. „Ja! ich komme, um die Erste zu sein, welche Dir eine gute Nachricht bringt, denn ich bin überzeugt, daß Du in Deiner Absperrung die große Neuigkeit von Eutrops Sturz noch nicht hörtest."

„Ah . . . es ist also geschehen!" rief Olympia eingedenk der Botschaften Eudoxia's.

„Es überrascht Dich nicht?" fragte Thaïs.

„Eine Stellung wie die seine, war allzu unsicher, als daß sein Sturz sehr überraschen könnte."

„Nun, so wird er Dich doch wenigstens freuen . . . . denn Deine Gefangenschaft hört auf, weil Niemand mehr ein Interesse hat, Dich einzusperren, um Deine Einkünfte, Dein Vermögen zu verschlingen — und weil wir Alle, Deine Ver=

wandten, und ich besonders, Deine Gespielin, in den Kaiser dringen werden, Dir Deine volle Freiheit zu geben. Er soll ganz verwandelt sein... der Kaiser! voll Muth! voll Beredtsamkeit! Die Prätorianer hätten gestern fast den Hebdomon gestürmt. Sie schwangen die Speere und schrien, daß man ihnen Eutrop ausliefere, der sich in die Sta. Sophia geflüchtet, und den der Patriarch beschützt habe. Mein Mann hat die ganze Scene erlebt. Er war im Pallast. Er wollte seinen Augen und Ohren nicht trauen, als der Kaiser sagte, er wolle mit diesem wüthenden Heere reden — und es auch wirklich that... und ihnen die Verletzung des Asylrechtes, die einen Mord zur Folge haben solle, als eine große Missethat schilderte, daß sie schwankend wurden. Doch es genügte nicht, um sie völlig umzustimmen. Da begann der Kaiser zu weinen — und er vergoß so viel Thränen und bat so bewegt und so inbrünstig, wie man gar nicht geglaubt hat, daß er, der immer so theilnahmlos erscheint, fühlen und reden könne. Doch muß ich bemerken, daß der Patriarch vorher bei ihm war, dem natürlich sehr viel an dem Asylrecht liegen muß, und der daher den Kaiser so in Feuer versetzte. Genug, die Prätorianer zogen zum allgemeinen Erstaunen beruhigt ab. Der Kaiser ernannte Eudoxia, die hauptsächlich Eutrops Sturz

bewirkt haben soll, zur Augusta . . . . und der ganze Hebdomon schwamm in Glückseligkeit. Ob das nun so bleiben wird, ist eine andere Frage! aber Eines ist gewiß: Eudoxia bekommt die Macht, die bisher Eutrop besaß, in die Hand . . . . und wird sie üben! Sie hat lange genug danach gestrebt und schmerzlich darüber geseufzt, nichts zu sein, als die Gemahlin des Arcadius."

Olympia hörte gelassen diesem Redestrom zu.

„Was wirst Du nun thun?" fragte Thaïs gespannt.

„Nichts Anderes, als was ich bisher gethan habe, nur ohne peinliche Beschränkung," versetzte Olympia.

„Du bist unerträglich mit Deiner Manie, besser sein zu wollen, als wir Uebrigen!" rief Thaïs. „Ist sie Dir denn in den sechs Jahren Deines Wittwenstandes nicht zuwider geworden?"

„Ist es meine Lebensrichtung und Lebensweise, welche Du Manie nennst, theure Thaïs, so muß ich Dir ganz einfach antworten: Nein! . . . . — und Dich fragen, ob Du nach acht Jahren des Ehestandes desselben überdrüssig bist?"

„O das ist etwas Anderes! ich habe einen vortrefflichen Mann, liebe Kinder, ein großes Vermögen, eine glänzende Stellung — ich bin sehr glücklich und des Glücks wird man nie überdrüssig.

Im Gegentheil! man mögte das Glück mehr und mehr erhöht sehen. Aber Du, Olympia ... Du machst Dich unglücklich, während Du glücklich sein könntest — und deshalb mein' ich, daß Dir die trübselige Grille im Wittwenstande — und in welchem ernsten! — verbleiben zu wollen, vergangen sein könnte. O wenn Du mit Elpidius Dich vermählen wolltest — welche Freude für uns Alle, den Kaiser und die Kaiserin inbegriffen."

„Liebe Thaïs, man vermählt sich nicht, um Andern ein Vergnügen zu machen, sondern wenn es unser Beruf ist. Gott hat mir Nebridius, meinen Gemahl, genommen; — ein zweites Ehebündniß zu schließen, ist nicht mein Beruf. Du weißt es, Ihr Alle wißt es, Ihr seht, daß keine Verfolgung meinen Entschluß ändern konnte.... und jetzt, da ich ohne Zweifel meine Freiheit erhalte, sollte dies plötzlich ohne irgend einen Grund geschehen?"

„Der Grund ist der, daß Niemand den Beruf hat, sein schönes Leben zu vertrauern, und daß man darüber zur Einsicht kommen kann!" rief Thaïs. „Mein Gott! wie sieht es hier aus!... Du armes Geschöpf!.... Diese Terrasse war ja früher ein kleines Paradies. Weißt Du noch, wie gern ich hier mit Dir spielte und wie wir uns hinter dem dichten Myrthengebüsch eine vor der andern versteck-

ten? — Und später die herrlichen Abende, wenn Nebridius die Terrasse mit Fackeln erleuchten ließ und wir unter einem Zeltdach bequem gelagert, auf die herrliche Musik lauschten, die er drinnen im Saale aufgestellt hatte! .... Und dann, wenn wir des Zuhörens müde waren, gingen wir die Stiege dort hinab zur Grotte, wo die Barken lagen, und fuhren weit hinaus in die stille Propontis, über die ein langer zitternder Lichtstreif sich hinzog, der Wiederschein dieser Terrasse. Olympia, wo ist das Alles geblieben! Ziemt es sich für die Tochter des Grafen Anisius Secundus, in einer Ruine zu wohnen? Welche Verwüstung! wir sitzen auf dem Sockel, der sonst eine Blumenvase trug! .... Du wirst es Deinen Freunden unmöglich machen, Dich zu besuchen, da Du nicht von ihnen verlangen kannst, auf einem Steinblocke Platz zu nehmen."

„Du hast mich hier überrascht, liebe Thaïs. In meinem Empfangzimmer findest Du einen bequemen Sitz," erwiederte Olympia ruhig.

„Nicht meinetwegen sag' ich das, sondern Deinetwegen," rief Thaïs unmuthig. „Du stellst Dich außerhalb des Kreises, in dem Du geboren, für den Du erzogen bist" .... —

„Das nicht!" unterbrach Olympia. „Meine unvergeßliche Freundin Theodosia hat mich nicht für irgend einen begrenzten Lebenskreis .... sondern vor

Allem für Gott erzogen, zu seinem Dienste, zu seiner Liebe."

„Nun das versteht sich!" entgegnete Thaïs; „wir sind ja Christen.... also dienen und lieben wir Gott... nur nicht ausschließlich. Diese Ausschließlichkeit ist es ja eben, die wir nicht an Dir billigen können. Von mir will ich nicht reden; — aber sieh, wie fromm die Kaiserin ist, wie andächtig sie am Gottesdienste Theil nimmt und bei den kirchlichen Festen erscheint — wie bereitwillig sie große Summen spendet für die Armen, für die Spitäler, für Bau und Einrichtung von Kirchen."

„Gott lohn' es ihr," sagte Olympia.

„Trotz dem liebt sie Glanz und Pracht, fröhliche Unterhaltung, schöne Diamanten, Alles, woran wir Alle Freude haben. Willst Du mehr thun, als die Kaiserin?"

„Es fällt mir nicht ein, mit ihr zu wetteifern, liebe Thaïs," antwortete Olympia.

„Ach, ich habe einen großartigen Plan.... allein er ist ohne Dich nicht auszuführen," seufzte Thaïs; „und er wäre doch zum Wohl von Tausenden... ja, des ganzen Reiches."

„Sprichst Du im Ernst?" fragte Olympia erstaunt.

„Im höchsten Ernst!" betheuerte Thaïs. „Höre mich nur an. Ich setze den Fall Deiner Vermäh-

lung mit Elpidius. Dadurch wird Kaiser Arcadius Dein Vetter und Du trittst in die nächste Beziehung zu ihm und zur Kaiserin, und es kann nicht fehlen, daß Du auf Beide Einfluß gewinnst. Dein Gemahl wird Präfect des Prätoriums, und da er tüchtige Leute in wichtigen Aemtern haben muß, wird der meine Präfect von Constantinopel. Dadurch und durch Dich, Olympia, käme auch ich in vielfache Beziehungen zu der Kaiserin — und da wir an Jahren ihr nahe stehen, würde unsere Gesellschaft ihr angenehmer sein, als der Frauenkreis, den Marsa und deren Freundinnen um sie bilden. Den Einfluß, den die hochmüthige Marsa jetzt auf ihre Pflegetochter hat, würden wir Beide allmälig schwächen und den unsern geltend machen, was ein großer Vortheil für den Hof und das Reich wäre, denn Marsa ist habsüchtig und ehrgeizig, hat Günstlinge, die sie durch Eudoxia zu befördern suchte — schon jetzt, trotz Eutrop! — und die ihr dankbar sein müssen durch Aufmerksamkeit, Huldigung und kostbare Geschenke. Es wäre eine ungeheure Wohlthat, wenn eine Veränderung in der intimen Gesellschaft der Kaiserin vorginge. Marsa ist verhaßt.... am Hof und in der Stadt. Man würde die Frauen segnen, die sie verdrängen... und ich glaube, Olympia, daß es uns Beiden nicht sehr schwer fallen dürfte. Wie die Verhältnisse nun einmal sind, wird

Eudoxia regieren, denn der Patriarch kann nicht fortwährend Wunder thun am Kaiser!.... Da macht es sich denn ganz von selbst, daß wir von ihr zu Rath gezogen werden — und auf diese Weise käme die Reichsregierung dahin, wohin sie kommen soll: in die Hände Deines und meines Gemahls. — Ist das nicht eine großartige Idee? Mögtest Du, um sie zu verwirklichen, nicht Deine Träumereien aufgeben, die nur Deinen theuern Krüppeln zu gut kommen?"

„Und meiner Seele," erwiederte Olympia; — „die muß ich retten für das Reich Gottes. Mit der Regierung der Reiche dieser Welt befasse ich mich nicht. Nicht mir hat Gott sie anvertraut; nicht von mir wird er Rechenschaft über sie fordern."

„Ich wußte wohl, daß Deine beschränkte Anschauungsweise sich nicht zu meinem Plane erheben könne," sagte Thaïs geringschätzend.

„Das freut mich, denn ich habe wirklich weder Urtheil noch Einsicht in die Schwierigkeiten der Staatsverwaltung," entgegnete Olympia liebreich. „Aber, theure Thaïs, Dein Plan hat etwas von einer Intrigue: Du willst die Einen verdrängen, die Andern hinauf bringen. Hüte Dich! das ist ein glatter, gefährlicher Boden."

„Ohne Deine Mithülfe kann ich ihn freilich nicht

betreten — wenigstens nicht jetzt schon. Und der Moment wäre doch so günstig!" seufzte Thaïs.

„Sollte Eutrop nicht eine Warnung sein, gewisse Höhen nicht zu erklimmen?" fragte Olympia.

„Eutrop! der niedriggeborene, verächtliche Freigelassene .... ein warnendes Beispiel für mich?!" rief Thaïs mit einem Gemisch von Entrüstung und Staunen.

„Glaubst Du sicher zu sein, weil Du hochgeboren bist?" versetzte Olympia. „Versuchungen zum Mißbrauch der Macht treten nicht blos an den Sclaven heran, sondern überhaupt an den Menschen."

„Das weiß ich! ich höre wahrlich nicht umsonst die Predigten des „goldenen Mundes." und deshalb ist es doppelt empfindlich, mit einem Eutrop in eine Reihe gestellt zu werden ... und zwar von einer nahen Verwandten und Jugendfreundin," sagte Thaïs beleidigt. „Ich meine es so gut mit Dir — ich wünsche so innig, Dich glücklich zu sehen an der Seite des vortrefflichen Elpidius, daß Du mein treues Herz nicht kränken solltest."

Olympia erschöpfte sich in Betheuerungen, daß sie nicht die mindeste beleidigende Absicht gehabt habe.

„Wohlan!" rief Thaïs, „das sicherste Mittel, um mich zu versöhnen, ist, daß Du Dich mit Elpidius vermählst, dann vergebe ich Dir all Deine Extravaganzen."

„Was würdest Du sagen, wenn ich Dir vorschlüge, Dich von Deinem Gemahl zu trennen und einen andern zu wählen?“ fragte Olympia.

„Daß Du den Verstand verloren hast!“ rief Thaïs.

„Nun! so wie Du für's Leben an den einen Gatten gebunden bist, so habe ich mich Gott anverlobt,“ sagte Olympia ruhig. „Ich hoffe, diese einfache Erklärung gibt Dir den Schlüssel zu meiner Lebensrichtung und überzeugt Dich, daß jeder Antrag zu einer Vermählung eine ablehnende Antwort erhalten muß.“

„O Gott! ich ahnte es!“ rief Thaïs erbleichend; — „ach, Du Arme, was hast Du gethan!“

„In die Arme Gottes hab' ich mich geworfen. Wen Der trägt, fährt wohl!“ — sagte Olympia.

„O Du Beklagenswerthe!“ fuhr Thaïs mit aufrichtigem Mitleid fort, „Du hast Dich nun gleichsam lebendig begraben und bist kaum vierundzwanzig Jahre alt und könntest die Glücklichste der Glücklichen sein! o, das ist aber schrecklich!“

So sprachen sie noch lange miteinander, die beiden jungen Frauen, deren Schicksal, als sie damals ihre Kinderspiele auf dieser Terrasse trieben, so ähnlich zu werden schien, und das jetzt in solcher Sternenweite auseinander ging.

Der goldene Mund.

Die Rückkehr von Olympia's Dienerinnen unterbrach das Gespräch. Sie waren sämmtlich höchst aufgeregt, und diejenigen, welche den unmittelbaren Zutritt zu ihr hatten, wagten auf der Terrasse zu erscheinen, wo Olympia noch immer mit Thaïs sich befand.

„Was gibt es ... Elpis! Theone! was ist Euch widerfahren?" fragte Olympia befremdet.

„O Herrin .... verzeih uns!" sagte Elpis, „wir haben Wunderbares erlebt! erlaubst Du, daß wir es erzählen?"

Olympia blickte fragend Thaïs an.

„Gewiß!" rief diese; „ich bin schon ganz gespannt."

„So komm' in's Empfangzimmer," sagte Olympia lächelnd. „Auf einem bequemen Ruhebett wirst Du der Erzählung besser folgen können ... nicht wahr?"

„Du gute Seele! Du kennst sehr genau das Wohlbehagen des Lebens und entsagst ihm dennoch,“ entgegnete Thaïs gerührt. „Und wie Du blaß bist!... Mögtest Du nicht ein wenig Schminke brauchen?... nur einen leisen Anflug! Ach, Du hast gewiß keine Schminke... und ich vergaß, daß Niemand Dich sieht, als Deine Kammerfrauen und Deine Krüppel.“

Mitleidig und mit dem Gefühl unsäglichen Wohlbehagens, daß nicht sie der Gegenstand eines solchen Mitleids sein könne, ließ sich Thaïs auf einem Ruhebett nieder und sagte:

„Nun erzählt, Elpis... Theone... wer von Euch ist die Wortführerin? Erzählt Eure wunderbare Begebenheit. Hat der Kaiser die Gothen besiegt?“ —

„Nein, hohe Frau! einen andern Sieg haben wir erlebt,“ sagte Theone.

„Als wir zum Gottesdienst nach der Sta. Sophia uns begaben,“ nahm Elpis das Wort, „strömte das Volk dahin, als ob das Auferstehungsfest gefeiert werden solle, nur nicht so andächtig, sondern in heftiger Aufregung, redend, schreiend, so daß wir beängstigt vorwärts eilten und froh waren, durch eine Nebenthür den Platz zu erreichen, der den Diaconissen eingeräumt ist, und wo die edle Pentadia uns immer aufnimmt. Nimmermehr hätten wir durch

die großen Eingangsthüren in die Basilika gelangen können, dermaßen groß war das Gedränge um sie her. Aber in den Schiffen stand die Menge unbeweglich, fest zusammengepreßt, und an den tausend und tausend Köpfen bewegte sich nichts — als die Augen. Dabei herrschte eine tiefe Stille, welche aber nicht die der Andacht war, denn mit Gebet schien man nicht sich zu beschäftigen. Ich wagte scheu umherzublicken; die Feier des hochheiligen Opfers hatte noch nicht begonnen. Und was erblicke ich!... den Consul Eutrop am Altare seitwärts, eine Säule umfassend! ihn im Asyl der Kirche! ihn gestürzt, o Herrin, Deinen Peiniger! ihn, der Dich vom Gotteshause ausschloß, in demselben ... und in welchem erbarmungswerthen Aufzug! ich war ganz fassungslos und wußte nicht, ob ich mich freuen oder mich entsetzen solle über diesen Wechsel, diesen Umsturz, diesen Anblick. Da erschien der heilige Patriarch und unter seinem Thronhimmel stehend, begann er zum Volk zu reden. O Herrin, hättest Du ihn gehört! wiedergeben kann ich seine Worte nicht — und wenn ich's könnte, so würden doch immer Ton, Geberden, Ausdruck ... mit einem Worte seine Seele darin fehlen. O Eitelkeit der Eitelkeiten! rief er aus, Alles ist Eitelkeit! — Darüber sprach er; das wendete er an, das malte er aus ... unter allen Umständen erschüt-

ternd, aber jetzt, im Angesicht desjenigen, der so furchtbar den Wechsel dieser Eitelkeiten an sich selbst erfuhr und uns lebendig vor Augen stellte — jetzt ging das Alles durch Mark und Bein. Und als er Eutrop fragte, wo seine Schmeichler geblieben wären, und wo das Volk, das ihm im Theater und im Circus zugejauchzt hätte, weil er ungeheure Summen für die Spiele der Rennbahn und der Bühne vergeudete — und als er sagte, in eine racheschnaubende, blutgierige Rotte hätten sie sich verwandelt, und nur sie, die er mit Füßen getreten, die heilige Kirche, nehme sich erbarmend seiner an: o Herrin, da war es unmöglich, meine Thränen zurückzuhalten, und Vielen erging es wie mir. Ja, es bemächtigte sich aller Anwesenden eine gewisse Rührung. Da sagte der Patriarch weiter: Unverzagt in ihrer Barmherzigkeit trete die Kirche zwischen die Missethaten des Unglücklichen und den Zorn des Kaisers, den Haß des Volkes, und bitte nach beiden Seiten hin, nicht dem Ingrimm und der Rache Raum zu geben und den gerechten Abscheu vor so vielen Freveln nicht durch Blutvergießen zu beflecken. Das hochheilige Opfer werde sogleich dargebracht werden, für die Sünder wie für die Gerechten. Wer dabei mit aufrichtigem Herzen bitte: Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern — der könne unmög-

lich darauf sinnen, den flehenden Flüchtling seiner Freistatt zu entreißen und ihn einem martervollen Tode preiszugeben. — Nun kam eine große innere Bewegung unter die Menge, Einige seufzten, Andere weinten still und noch Andere laut. Manche verließen die Kirche, Manche fielen auf die Knie und Viele beteten. Die Spannung des Hasses und Rachdurstes war gelöst, die allgemeine Stimmung gesänftigt; nur mitleidige Blicke fielen auf den Elenden, der noch immer zwischen Furcht und Hoffnung schwankte — und die Feier der hochheiligen Geheimnisse stieg aus all den Qualen der Erde versöhnend zum Thron der ewigen Barmherzigkeit empor und senkte von dort ihren milden Gnadenthau in unsere Herzen. Ich dachte an Dich, o Herrin, und dachte, daß Du aus ganzer Seele Deinem Verfolger verzeihen würdest."

„Aus ganzer Seele, gute Elpis!" sagte Olympia.

„Und was geschah nun weiter?" fragte Thaïs; — es ist doch unmöglich, daß Eutrop lebenslang neben dem Altar der Sta. Sophia stehe."

„Ist er im Kirchenasyl, so findet sich innerhalb dessen Umfanges leicht ein kleiner Raum, um ihn zu beherbergen," entgegnete Olympia. „Als Pentadia vor Eutrop flüchtete, begab sie sich auch zuerst zum Altar und umfaßte jene Säule, welche so

schön den Schutz für das Unglück sinnbildet. Dann aber erhielt sie eine kleine Zelle neben dem Gemach, wo die Diaconissen die weiblichen Catechumenen unterrichten und zum Empfange der heiligen Taufe vorbereiten; — und eine Diaconissin versorgte sie mit dem Nöthigen. Etwas Aehnliches wird sich auch für Eutrop finden."

„Es war ein heiliger Anblick," sagte Theone, „wie die edle Pentadia gleich einem Marmorbilde scheinbar theilnahmlos da saß. Nur zuweilen löste sich eine große Thräne von ihren tiefgesenkten Wimpern ab. Nur bei dem Wort des Patriarchen: Vergib uns unsere Schuld — bewegte sie lautlos die Lippen, als ob sie dies Gebet mit ihm spreche. Wenn Eutrop sie hätte sehen können, so hätte er sich in Reue und Leid auflösen müssen."

„Gutes Kind," sagte Thaïs, „Eutrop hat so viel auf seinem Gewissen, daß er sich mit der Reue über eine Unthat gar nicht befassen kann. Auch kann ich mir nicht vorstellen, daß er so friedlich wie Pentadia ein Paar Monate im Kirchenasyl verbleibe."

„Wir hörten auf dem Heimweg von seiner Verbannung nach der Insel Cypern sprechen," sagte Elpis.

„Nach Cypern!" rief Thaïs lachend; — „dies Ungeheuer nach der Insel der schönen Liebesgöttin

mit ihren tausend Tempeln! Eutrop in Amathunt.... welche Satyre!"

„Herrin! ein Kämmerer des Kaisers!" meldete eine Dienerin.

„Ah! er bringt Dir Deine Freiheit!" rief Thaïs frohlockend mit Elpis und Theone.

„Erlauchte Olympia," sagte der Kämmerer eintretend, „der erhabene Kaiser spricht Dir sein Wohlwollen aus und läßt Dir mittheilen, daß er dem Präfecten von Constantinopel befohlen habe, die Urkunde noch heute Dir zuzustellen, die ihn zu Deinem Vormund ernannte; denn der Kaiser will, daß Du von Stund an zu voller Freiheit hinsichtlich Deiner Person, Deiner Güter, Deiner Einkünfte gelangest."

„Ich danke dem Cäsar-Augustus für die Huld, sogleich seiner Dienerin gedacht zu haben," erwiederte Olympia, „und ich werde Sorge tragen, mein Vermögen so zu verwenden, daß mein Herr und Kaiser es nie bereuen soll, es mir zurückgegeben zu haben."

„Was willst Du nun damit anfangen?" fragte Thaïs neugierig.

„Gott dienen," sagte Olympia sanft.

Freunde und Freunde.

In den wildesten Fieberphantasien körperlich gequält, geistig zerrüttet, lag Eutrop in dem kleinen Zimmer, welches ihm zum Aufenthalt angewiesen war. Bald schoß ein Eisstrom, bald ein Feuerbrand durch seine Adern nach seiner Brust und seinem Gehirn, als ob sie ihm das Herz und den Kopf zersprengen wollten. All seine Glieder bebten erschüttert von Krämpfen, und aus seiner zugeschnürten Kehle drang der Athemzug wie das verzweiflungsvolle Röcheln eines Sterbenden. Er war dunkelblau im Gesicht und die Augen traten aus ihren Höhlen. Man fürchtete einen Schlaganfall und die Krankenwärter, die um ihn beschäftigt waren, wollten einen Arzt holen, um ihm eine Ader zu öffnen. Aber dagegen wehrte er sich auf's Aeußerste.

„Kein Arzt!“ schrie er mit erstickter Stimme;

„der vergiftet mich.... der läßt mich verbluten.... oder liefert mich aus.“

Man wollte ihn beruhigen; aber er tobte nur noch mehr, daß er sogar hier von Feinden umringt sei und daß man ihn allein lassen solle. Ließ man ihn allein, so schrie er um Hülfe und bat, man möge ihn vertheidigen gegen die Eindringlinge, die er in seinen Phantasien sah. Die Leute wußten ihm keine Erleichterung zu verschaffen und riefen eine Diaconissin zu Hülfe. Wie in der altchristlichen Kirche die Armenpflege eine besondere Obliegenheit der Diaconen war: so hatte sie zu demselben Zweck auch ihre Diaconissen, fromme Wittwen, welche dem Bischof das Gelübde der Ehelosigkeit ablegten, um eine unübersteigliche Schranke zwischen sich und der Welt zu ziehen und sich ausschließlich Christo in den bedürftigen Gliedern seiner Kirche zu widmen. Sie hatten der Kranken und Armen, der Wittwen und Waisen, der weiblichen Catechumenen und Neubekehrten sich anzunehmen, wie es für Jeden Noth that; also ein weites Feld für ihre Thätigkeit, das mit großer Liebe, großer Klugheit und großer Geduld bebaut werden mußte. Sie lebten in ihren Häusern, die zuweilen Palläste waren, und da sie gewöhnlich verwaiste junge Mädchen und fromme Wittwen — und auch solche Seelen bei sich aufnahmen, welchen

der Dienst der heiligen Liebe süßer erschien, als der Dienst der Welt, so bildeten sich um sie kleine Genossenschaften, deren Seele sie waren und denen sie die Anleitung zu einem gottseligen Leben gaben.

Pentadia hatte Chrysostomus nach dem Tode ihres Gemahls gebeten, sie als Diaconissin auf- und ihr Gelübde anzunehmen, und seit einem Jahr etwa lebte die edle schwer geprüfte Frau ausschließlich ihrem Beruf, dem sie ihr bedeutendes Vermögen widmete. An sie dachte man immer zuerst, wo Hülfe Noth that.

Als Pentadia erfuhr, wer ihrer bedürfe, flog ein leises Zittern über ihre Lippen. Sie rief eine Begleiterin und begab sich mit ihr nach der Sta. Sophia.

Die Kirchen in der altchristlichen Zeit waren nicht die vereinzelten Gebäude, die mitten auf einem Platz einsam liegen, wie man das diesseits der Alpen kennt und besonders schön findet. Sie hatten immer einen großen, regelmäßigen Vorhof, der mit einem Säulengang umgeben war — zuweilen auch zwei — und aus dem man, ohne das Gotteshaus selbst zu betreten, zu der Wohnung der Geistlichen kam, an welche sich dann die Herberge für Pilger und Reisende, zuweilen ein Spital für Kranke, später auch Schulgebäude anschlossen. Dieser Complex von Gebäuden und Höfen hieß die Sta. So-

phia oder zu den Zwölf Aposteln oder wie ihr Titel war; denn man stellte sich die Kirche nicht als etwas Vereinzeltes, sondern im innigsten Zusammenhange mit dem ganzen Leben und Treiben und mit jeder Bedürftigkeit der Menschheit vor und demgemäß richtete man sie ein. Dieser Auffassung entsprang auch das Asylrecht. Eine uneinnehmbare Zufluchtsstätte gegen Eingriffe der Gesetzlosigkeit und Willkür war in jener Zeit ein schreiendes Bedürfniß: am Altar des Herrn wurde sie dargeboten; und da der Flüchtling nicht immer buchstäblich am Altar verweilen konnte, mußte ein anderer Raum für ihn eröffnet werden.

Dahin ging Pentadia. Als sie mit ihrer Begleiterin in Eutrops Zimmer trat, richtete er sich etwas auf seinem Lager auf und starrte sie an. Dann packte er seinen Wärter krampfhaft am Arm und ächzte:

„Nun bin ich verloren! . . . sie holt mich und liefert mich aus.“

„Du bist krank an Leib und Seele, Eutrop,“ sagte Pentadia mild, „sonst würdest Du nicht eine Diaconissin fürchten, welche Dir ihre Dienste anbietet.“

„Bist Du nicht die edle Pentadia?“ fragte er scheu.

„Ich bin Pentadia — aber auf meinen Namen

kommt es nicht an, sondern darauf, daß Du die geeigneten Mittel anwendest, um Dich herzustellen. Du bist hier sicher. Niemand denkt daran, Dich zu verderben. Gib also Dein irres Toben auf, das Dich in wilder Aufregung erhält, dann wirst Du einen großen Schritt zu Deiner Genesung gethan haben."

„Ich traue Dir nicht," sagte Eutrop dumpf, „denn Du mußt mich hassen und sprichst nur sanft, um mich zu täuschen, mich einzuschläfern und mich im Schlaf den Prätorianern auszuliefern. Ich weiß, was man von den Menschen zu halten hat."

Pentadia schwieg und sah ihn mitleidig an, denn sie dachte, daß da, wo kein Glaube an Gott ist, selbstverständlich auch kein Glaube an Tugend sein könne.

„Sieh, wie ich Dich errathen habe!" rief Eutrop.

„Ich streite nicht, um Dich nicht aufzuregen," erwiederte sie gelassen.

Pentadia's Begleiterin hatte ein Getränk bereitet, das sie Eutrop darbot.

„Ist es kein Gift?" fragte er mißtrauisch.

Statt der Antwort versuchte sie den Trank.

„O das Gift kann auf dem Grunde des Bechers sein . . . und Du hast kaum gekostet." sagte er.

„Unseliger!" rief das junge Mädchen lebhaft; „wie kannst Du uns für Mörderinnen halten!"

„Weißt Du denn nicht, daß ich den Timasius in die Verbannung schickte? . . daß sein einziger Sohn ihm freiwillig folgte . . . und daß Beide im Elend umkamen? . . . Daß ich auch Pentadia verfolgte, weil ich fürchtete, sie werde ihr Vermögen nehmen und zu Timasius nach Afrika sich begeben!"

„O ja, das Alles ist mir bekannt! Aber weißt Du denn nicht, daß Pentadia Christin ist?"

„Wir Alle sind Christen . . . . aber das ändert uns Menschen nicht," sagte Eutrop gleichgültig. „Jeder von uns hat seine Leidenschaften . . . und folgt ihnen . . . . gleichviel ob er katholischer Christ oder Arianer oder Heide ist. Meinen Leidenschaften folgend, bin ich Consul und Patrizius geworden. Ihren Leidenschaften folgend, stürzen mich Eudoxia und Gaïnas. Warum sollte nicht Rachedurst Pentadia antreiben, mich zu vergiften?"

Pentadia gebot ihrer Begleiterin, die von einem solchen moralischen Cynismus heftig empört war, mit leichter Handbewegung Stillschweigen und sagte zu Eutrop:

„Du scheinst etwas ruhiger geworden zu sein, denn Du sprichst zusammenhängend. Dies wünschte ich — und da Du Deine Fassung wieder gewonnen hast, wirst Du einsehen, daß es Dir gut ist, sie zu behaupten. Du hast uns jetzt nicht mehr nöthig — also gehab Dich wohl."

Sie grüßte ihn freundlich und verließ ihn mit ihrer Begleiterin. Eutrop sprach mürrisch zum Wärter:

„Bemerktest Du ihre Empfindlichkeit, daß ich sie für rachsüchtig halten konnte?"

„Nein!" sagte der Wärter; „ich bewunderte nur ihre Gelassenheit bei Deinen Schmähungen! wer hätte je geahnt, daß man in Pentadia eine Giftmischerin fürchten könne."

„Wenn Du in meiner Haut stecktest, würdest Du begreifen, daß man auf allerhand Aengste kommt, sobald das Gehirn wirbelt von einer solchen Flucht, einer solchen Verfolgung, einem solchen Blick in den Rachen des Todes."

„Hast Du dabei auch an den lieben Gott und Deine arme Seele gedacht?" fragte der Wärter. ein ganz einfacher frommer Mensch.

„Was arme Seele!" fuhr Eutrop ihn an; „Leib und Leben hatte ich zu retten; — da bleiben keine Gedanken für die Seele übrig."

„Aber Leib und Leben gehen doch einmal zu Grunde; dann bleibt die Seele übrig einsam im Gericht vor Gott" .... —

„Unsinn!" unterbrach Eutrop; „ohne Leibesleben gibt's keine Seele."

Der Diacon Serapion trat ein und erkundigte sich nach dem Befinden des Kranken. Eutrop mur-

melte verdrießlich ein Paar unverständliche Worte. Er haßte die Diener der Kirche, wie das Laster die Tugend haßt. Der Wärter aber sagte:

„Aeußerlich ist er ruhiger geworden; er tobt und heult nicht mehr. Doch statt dessen ist er von stillem Irrsinn befallen. Er sagte soeben ganz gelassen: Ohne Leibesleben gibt es keine Seele.“

Eutrop schlug ein gellendes Gelächter auf.

„Ist er vielleicht vom bösen Geist besessen?“ flüsterte der Wärter ganz leise dem Diacon zu.

„Vom Geist des Bösen, gewiß!“ antwortete Serapion ebenso leise.

„Ich befinde mich besser,“ sagte Eutrop plötzlich mit Ruhe; „ich wünsche allein zu sein.“

Serapion wechselte noch ein Paar Worte freundicher Frage, die Eutrop kalt und kurz beantwortete, und dann verließ er mit dem Wärter das Zimmer.

„O Herr!“ sagte dieser schaudernd, „mir war, als hätte ich mit einem Verdammten zu thun.“

„Er lebt, also kann er sich noch bekehren,“ entgegnete Serapion. „Vielleicht bringt ihn die Furcht vor dem Tode und die stille Abgeschiedenheit zu ernsten Gedanken, die seine Bekehrung vorbereiten.“

Eutrops Gedanken gingen aber auf andern Wegen. Fieber und Krampfanfälle waren nur eine Folge der furchtbaren Aufregung und Spannung

gewesen, ob Chrysostomus ihn, gegen sein eigenes Gesetz, vertheidigen und schützen werde. Jetzt sah er sich für den Augenblick gerettet und, wie ein gehetztes Wild, das seinen versteckten, unzugänglichen Schlupfwinkel erreicht hat, holte er Athem und ruhete aus.

Aber bald trat eine andere Unruhe ein: die des bösen Gewissens. Er glaubte an keine Aufrichtigkeit, keine Treue, kein Erbarmen, keinen Edelsinn, weil ihm das Alles fehlte. Er witterte überall Betrug und Hinterlist, weil das sein Element war. Er hielt Verrath und Lüge für die Richtschnur des menschlichen Verkehrs, der nur den eigenen Vortheil im Auge hat, weil er keinen andern Maßstab kannte. Ueberdas hat das böse Gewissen eine ihr eigenthümliche, scheue Unruhe: in ganz gleichgültigen Dingen, in einem Wort, einem Blick, einem Zusammentreffen, in irgendeinem kleinen unerwarteten Ereignisse, ja in einem plötzlichen Geräusch — sieht es Verräther, erbebt und wird ohne äußeren Grund fassungslos. In sich selbst hat es den Grund! So ging es Eutrop. Freilich sah er sich im Asyl der Kirche, aber es schien ihm nicht sicher genug, und er wünschte sich weit hinweg auf eine stille Insel oder in das Menschengewühl einer fernen großen Stadt, um dort unbekannt in Freiheit zu leben. Hier bin ich ja doch wie im Kerker,

sprach er zu sich selbst, und das günstigste Loos, das mich treffen kann... ist Verbannung — und wohin? und unter welchen Umständen?.... Vielleicht nur ein Vorwand, um mich zu Tode zu quälen! — Wenn ich mich heimlich davon machte?.... Niemand hält es für möglich, daß ein Verfolgter freiwillig das Asyl verlasse, folglich denkt kein Mensch an meine Flucht. Darin liegt eine Bürgschaft, daß ich sie wagen darf! — Die Stille, die Einsamkeit ertrag' ich nicht!... auch nicht die Menschen, die ich hier zu sehen bekomme mit ihrem hochtrabenden und abergläubischem Gerede!... Und was das für ein armseliges Zimmer, für elendes Geräth ist! — Und all meine Schätze sollten verloren und ich genöthigt sein, mein Alter in Dürftigkeit hinzubringen?.... Nein! fort von hier. Das Asylrecht schirmt meine Flucht, indem es sie äußerst unwahrscheinlich macht. Aber wohin?... Zu Osius zuerst.... er besorgt einen Nachen und in der Stille der Nacht fahre ich über den Bosporus nach Chalcedon. Auf Osius kann ich mich verlassen.... wir sind ganz eines Sinnes! aber nur auf ihn. Fort von hier! Die Maus auf freiem Felde ist besser daran, als die Maus in der Falle. Und siehe! eine anständige dunkle Kleidung hat man mir gebracht. Vortrefflich. Für einen Mönch wird man mich halten.... für einen Heiligen.... die Maske ist gut!

— Wie peinigend diese Stille ist! .... dahinter lauert Verrath .... man will mich einschläfern — und vielleicht nicht blos figürlich, sondern durch einen Schlaftrunk .... und mich wegschaffen, ... so oder so! — Welchen Grund hätte auch wohl dieser Patriarch, mich zu vertheidigen gegen Kaiser und Volk? ... Keinen andern als den: Er will sich bei dem Volk beliebt machen, indem er das Asylrecht aufrecht hält, und er will dem Kaiser imponiren, indem er ihm seine geistliche Macht zeigt..... und dann ihn gewinnen, indem er ihm den Gefallen thut, mich auszuliefern .... damit Arcadius Ruhe habe vor seinen Quälern, Eudoxia und Gaïnas. Das ist die Absicht des Patriarchen ... o, ich durchschaue ihn .... ich kenne die Menschen und den Werth ihrer Großmuth! — Und wenn Osius mich verriethe? ... Nein! das thut er nicht! ... Er ist nicht großmüthig, der! das kann man ihm wahrlich nicht nachsagen. Aber er verdankt mir Alles und ist mir treu wie Gold. Hab' ich ihn doch vergoldet! .... — — Er lachte in sich hinein und beschloß sich ruhig zu halten bis zum dunkeln Abend.

Er legte den dunkeln Leibrock an, den man ihm statt seiner Verkleidung gegeben hatte; er nahm Speise und Trank zu sich, zur größten Freude seines gutmüthigen Wärters, der sie ihm brachte; er

dankte diesem sogar für seine Sorgfalt und setzte hinzu, er hoffe gut zu schlafen, denn in der gestrigen Nacht habe er vor nagender Angst keinen Schlummer finden können; jetzt aber sei er ruhig. Und damit entließ er ihn.

Eutrop war aber nicht ruhig. Je weiter der Tag vorrückte, je näher der Abend kam, desto wilder wirbelten sich widersprechende Vorstellungen über sein Gehen und sein Bleiben durch seinen Sinn. Pentadia hatte friedlich ein Paar Monate im Asyl verlebt und die Entscheidung ihres Schicksals darin abgewartet; — weshalb sollte er nicht dasselbe thun? — Aber welch ein Unterschied! für Pentadia wirkten beim Kaiser mächtige Freunde und Verwandte; für ihn ... mächtige Feinde. Und dann haben die Frauen auch mehr Geduld und Ergebung ... fügen sich leichter in die Verhältnisse, haben Thätigkeit und Bewegung minder nöthig. Aber ich .... ich komme um in der Passivität .... ich muß handeln! ich nehm' es auf mit den Gefahren, die mir draußen drohen.

Mit solchen Gedanken vergingen die Stunden. Der Abend kam. Bald hinausgedrängt, bald zurückgehalten, ohne Vertrauen auf Gott, ohne eine höhere Absicht, ohne guten Vorsatz, ohne irgend eine Regung, die seinen Willen höher gestellt hätte, als den Instinkt des Fuchses, der vor der Meute flieht —

machte Eutrop plötzlich seinen Schwankungen ein Ende, indem er seinem Gemach und dem innern Hof entschlich. Nun befand er sich in dem Säulengang, der den großen Vorhof umschloß. Der Platz war einsam. Zuweilen kamen ein Paar Personen, zuweilen Einzelne aus der Sta. Sophia und gingen schweigend durch den Hof dem großen Ausgange zu. Eutrop hätte ein Menschengewühl lieber gesehen; die Menge und das abendliche Dunkel wären ein doppelter Schutz gewesen. Jetzt mußte er sich auf die Dunkelheit allein verlassen. Ohne den Hof zu betreten, ging er durch den Portikus dem Ausgange zu. Als er sich auf dem großen Platz vor demselben sah, erfaßte ihn ein Schwindel. Aber er ermannte sich. Er erkannte den Pallast des Patriarchen, den Pallast des Senates; er war also seiner Sinne mächtig, und gemäßigten Schrittes begab er sich zur Wohnung seines Freundes. Er wußte, daß er bei Osius noch Zutritt finden würde, denn dieser liebte muntere Gesellschaft und nächtliche Gelage. Nur würde der Thürhüter ihn vielleicht fragen, was er wolle, wenn er ihn nicht erkenne. Wenn aber! . . . — Eutrop mogte nicht weiter denken. Ich muß es darauf ankommen lassen, murmelte er für sich.

Er gelangte ungefährdet zum Hause des Osius und der Thürhüter öffnete es, als Eutrop anpochte.

Auch fragte er, wer so spät noch komme; war aber nicht darauf vorbereitet, daß Eutrop sich glatt und gewandt wie eine Schlange einschieben und an ihm vorüberschießen werde. Er bekam keine Antwort; — aber er hob seine Fackel höher und sah dem Eindringling nach, der so gut im Hause Bescheid zu wissen schien, daß er Niemand fragte, wohin er sich zu wenden habe, um den Herrn zu finden.

Es herrschte eine ungewöhnliche Stille und Einsamkeit; Osius hatte also keine Gesellschaft bei sich. Ein günstiges Ungefähr! Deshalb war wohl auch die Dienerschaft zur Ruhe gegangen. Eutrop gelangte ungestört und nur durch die Dunkelheit gehemmt, zu dem Zimmer seines Freundes — und trat ein. Da stand Osius zwischen Kasten und Truhen und Werthgegenständen und packte diese in jenen zusammen. Ein furchtbarer Schreck durchzuckte ihn, als Eutrop vor ihm stand.

„Was willst Du hier?“ rief er mit gepreßter Stimme; „ich kann Dich nicht schützen... fort mit Dir!“

„Ganz recht! ich will auch fort.... aber Du mußt mir dazu verhelfen,“ versetzte Eutrop bittend.

„Das kann ich nicht — ich selbst will fliehen, um nicht meiner Habe beraubt zu werden, weil ich für Deinen Anhänger gelte.“

„Da thut man Dir Unrecht,“ sagte Eutrop höhnisch.

„Fort mit Dir! ich bin beschäftigt . . . ich habe all meine Dienstboten weggejagt, damit sie nicht um mich herum spioniren!“ rief Osius. „Ich gehe noch diese Nacht zu Schiff und kann mich um nichts bekümmern, als um mich selbst und meine Sachen.“

„O nimm mich mit!“ rief Eutrop flehend; „laß mich Dein Diener sein und rette mich! . . . All diese Schätze verdankst Du mir . . . . rette dafür mein nacktes Leben.“

„Unmöglich! man würde Dich erkennen und wir Beide wären verloren. Fort mit Dir in das Asyl der Kirche . . . da bist Du sicher!“

„Da halt' ich's nicht aus! . . . da lauert der Verrath auf mich . . . . da grinset der Tod mich heimlich an!“ rief Eutrop verzweifelnd. „Nimm mich mit . . . . laß mich für Deinen Diener gelten . . . . oder Dein Diener sein: aber sei barmherzig und nimm mich mit.“

„Es ist unmöglich, sag' ich Dir! . . . der Schiffsherr nimmt Dich nicht auf.“

„Er muß . . . . wenn Du mich für Deinen Diener ausgibst.“

„Aber, Du Unseliger, begreife doch die Unmöglichkeit: Du kannst ja nicht die Reise nach Thessalonich bezahlen . . . . viel weniger die nach Hispalis! es ist ein spanisches Schiff; ich gehe in meine Heimath.“

„Erbarme Dich und zahle die Ueberfahrt für mich!“ wimmerte Eutrop, die Hände zu Osius erhebend. „Sieh, in Spanien, wo man mich nicht kennt — in Hispalis der großen Stadt . . . da wär' ich geborgen . . . . und gern will ich mich dann auf Lebenszeit zu Deinem Sclaven machen.“

„Wärst Du zwanzig Jahre alt, so ließe der Vorschlag sich hören. Jetzt ist er lächerlich.“

„Wohlan! so thue Einmal in Deinem Leben ein Werk der Barmherzigkeit und nimm mich mit!“ rief Eutrop, fiel vor Osius nieder und umklammerte seine Knie.

„Fort mit Dir! Zurück in Dein Asyl!“ rief Osius wüthend. „Du raubst meine kostbare Zeit.... ich muß meine Sachen einpacken.“

„Was sind das für Tritte?“ rief Eutrop, schnellte vom Boden auf und horchte.

„Es sind meine Träger, welche diese Kasten an Bord des Schiffes bringen sollen,“ erwiederte Osius. „Du siehst, die Zeit drängt . . . also geh'.“

Der Thürhüter trat ein und sagte zu Osius, indem er auf Eutrop deutete:

„Herr! Der da ist Schuld an Deiner Flucht und Deiner Verstörung. Ich habe ihn erkannt und die Wache gerufen. Hier ist der Centurio.“

Mit einem dumpfen Röcheln stürzte Eutrop besinnungslos zusammen.

Der Hauptmann trat ein, winkte seinen Soldaten und befahl:

„Schleppt ihn hinaus!" Dann wendete er sich zu Osius und sagte: „Und Du gehst mit! Alle Creaturen dieses Elenden, die auf unerlaubte Weise große Vermögen gesammelt haben, werden derselben beraubt und in Verbannung geschickt. Du warst der Aergsten Einer; folglich trifft Dich die gerechte Strafe."

Kreideweiß, mit bebenden Lippen, wollte Osius sprechen. Die Stimme versagte. Der Centurio winkte; zwei Prätorianer traten ein und nahmen Osius in ihre Mitte. Dann kamen die Uebrigen, füllten die Kasten mit den Werthgegenständen an, die umher lagen, durchsuchten das ganze Haus, um noch mehr zu finden, und zogen endlich mit ihren Gefangenen und ihrer Beute ab.

Der Thürhüter war anfangs starr vor Entsetzen über das Unheil, das er angerichtet hatte. Nach einer Weile des Nachdenkens aber sagte er gefaßt:

„Ich werde also allein nach Hispalis gehen und wenigstens die Sachen, die schon auf dem Schiffe sind, retten .... für mich — damit sie in guten Händen bleiben."

Vornehme Damen.

Vier Jahre waren vergangen. Ein langer Zeitabschnitt für das kurze Menschenleben. In dieser Zeit war Jeder vorwärts gegangen in seiner Richtung, zu seinen Zielen. Klar und scharf begränzt lag das Reich der Welt und das Reich Gottes sich gegenüber. Dort war Eudoxia Königin; hier Olympia; — Jene als Augusta und Beherrscherin des Morgenlandes; — diese als Diaconissin.

Auch unter dem Clerus war derselbe schneidende Gegensatz. Der Boden von Constantinopel mit dem glänzenden Hof, mit dem Luxus und der schwelgerischen Pracht der Großwürdenträger; mit den Cabalen und Intriguen um Gunst, Einfluß, Amt, Ansehen, Vermögen und wie die tausend Ziele des Ehrgeizes heißen mögen! zu gewinnen; mit jener Erniedrigung der Charactere, die unfehlbar dort eintritt, wo in letzter Instanz — das Geld den Ausschlag

gibt und Geldgier die eigentlichste Triebfeder jedes Strebens ist: ein solcher Boden war der Entwickelung niedriger Leidenschaften sehr günstig und sein Einfluß erzeugte eine große moralische Kränklichkeit, der sich nicht Alle, vielleicht nur Wenige ungefährdet aussetzen durften.

Der Patriarch Johannes Chrysostomus vermogte es nur dadurch, daß er sich gegen jene Einflüsse streng abschloß. Nur wenn ein Geschäft oder ein Anliegen es ihm zur Pflicht machte, oder wenn er gerufen wurde, erschien er vor dem Kaiser und der Kaiserin; aber nie bei einem Festmahl, nie bei einem der hohen Beamten, nie bei deren Gelagen und Schmausereien, die eine sybaritische Luft durchwehte. Er wollte lieber für ungesellig gelten, als an üppiger Geselligkeit Theil nehmen. Er blieb in seiner Ascese und in seiner Abgeschiedenheit von Allem, was Lustbarkeit war; dennoch aber in tausendfachem Zusammenhange mit den Menschen durch die Wohlthaten, die er ihnen geistiger und leiblicher Weise mit unerschöpflicher Freigebigkeit spendete. Ein Theil des Clerus hing fest an ihm und folgte seinem Beispiele; ein anderer Theil schlug die entgegengesetzte Richtung ein und war ihm feindlich.

Feindlich auch standen manche Bischöfe ihm gegenüber, die sich in Privat- oder in Kirchenangelegenheiten in Constantinopel aufhielten, um am Hof-

lager persönlich ihre Sache zu vertreten. Gerade das, was Chrysostomus verschmähete, der Glanz des Patriarchensitzes in der Kaiserstadt, lockte und blendete sie, und da sie in den hohen Kreisen Gönner und Freunde hatten und zu haben suchten, stieg in Manchen von ihnen der Wunsch auf, jenen Sitz einzunehmen. Eudoxia liebte den Patriarchen nicht. Ihr Stolz, ihre Herrschsucht hatten sich mächtig entwickelt; seine Demuth, seine Selbstverleugnung erschienen ihr wie ein lebendiger, andauernder Vorwurf. Sie fürchtete ihn; theils, weil er insofern eine Macht war, als das Volk mit gränzenloser Verehrung an ihm hing; theils, weil er es für seine Pflicht hielt, bei vorkommender Veranlassung auch den Großen, auch der Augusta, die Wahrheit zu sagen. Deshalb bewies sie ihm zuweilen große Ehrerbietung, wie sie auch zuweilen Anwandlungen von großer Frömmigkeit hatte. Aber launenhaft und eigenwillig wie sie war, sprang sie unter dem augenblicklichen Einfluß einer Stimmung, einer Leidenschaft, von einem Gegensatz zum andern über; — und zuweilen durfte der Patriarch nicht einmal vor ihr genannt werden.

Jetzt eben war sie in höchster Aufregung gegen ihn; — und nicht sie allein, sondern die ganze elegante Frauenwelt von Constantinopel. Einige dieser Damen, die sie täglich im vertrauten Kreise sah, waren bei ihr, und die hübsche Thaïs, die in erster

Reihe der Eleganten durch Luxus und Verschwendung glänzte und eben dadurch ein Liebling der Kaiserin war, sagte:

„Wäre ich Augusta: so würde ich dem goldenen Munde zur heilsamen Buße ewiges Stillschweigen auferlegen."

„Man kann nicht Alles, was man mögte," versetzte Eudoxia.

„Wie das unzart ist, sich um den Anzug der Damen zu bekümmern," sagte Eugraphia wegwerfend. „Das schickt sich gar nicht für einen Patriarchen. Wäre er wirklich so heilig, wie er sich den Anschein gibt, so würde er von dem Schnitt unserer Kleider nicht mehr als ein Blinder wissen."

„Es ist erniedrigend für die Sta. Sophia," rief die stolze Marsa, „daß in ihren Mauern gegen die Ueppigkeit der Frauentracht gepredigt wird. In einem solchen Dome darf nur von erhabenen Dingen gepredigt werden, von den heiligen Mysterien der Religion, oder gegen Secten und Häresie. Dann hör' ich ihn gern, den Patriarchen! . . . dann ist er großartig . . . ich lasse ihm alle Gerechtigkeit widerfahren. Aber er bleibe auf dem Gebiet der Lehre und das Leben überlasse er uns. Zu unserm Leben gehört nun einmal Glanz und Luxus!"

„Wohin käme man mit diesen ascetischen Ansichten!" rief Eudoxia. „Handel, Gewerbe, Kunst, ja

eine Menge von Handwerken würden durch ihre Anwendung zu Grunde gehen! Wir heben sie, wir beschützen sie, wir rufen ihren Wohlstand hervor; — ist das Verschwendung? — Kluge Anwendung des Vermögens ist es! Ich lobe Euch Alle darum! Man kann in verschiedener Weise die Glücksgüter vernünftig, d. h. so anwenden, daß sie möglichst Vielen zu gut kommen. Der Eine baut Palläste, der Andere Kirchen. Dieser spendet Almosen, Jener sorgt, daß die Kaufleute ihre kostbarsten Stoffe, daß die Juwelenhändler ihre Diamanten verwerthen. Ich thue das Alles; . . . aber nicht Jede von Euch kann das. Deshalb ist es am passendsten, das zu wählen, was Euch am Nächsten und was so recht im Mittelpunkte des weiblichen Interesse liegt."

„Irre ich nicht, so predigte der Patriarch hauptsächlich gegen die Unsittlichkeit der Tracht und gegen die Eitelkeit, die den Körper zu einem Idol macht, welches mit Flittertand geschmückt wird," sagte eine ruhige Stimme.

„Ah, Gunild!" rief die Kaiserin, „warst Du in der Predigt des Patriarchen?"

„Ja," erwiederte Gunild. „Ich gehe zuweilen hin, weil Du es wünschest, und mir geht es dabei ganz anders, als Marsa es findet: die Mysterien sprechen mich nicht an; kommt er aber auf die Praxis des Lebens, so bewundere ich ihn."

„Gunild hat noch von ihrer gothischen Heimath her andere Ideen als wir," sagte Thaïs mitleidig.

„Besonders einen andern Glauben, denn sie ist nicht getauft," setzte Marsa scharf hinzu.

„Beides ist richtig," erwiederte Gunild, „hält mich aber nicht ab den Mann zu bewundern, der muthig den Finger auf die Wunden der Zeit legt — auch wenn er sie bei den Großen und Mächtigen findet. Er wies den tiefen innern Zusammenhang dieser Eitelkeiten mit einer Welt nach, die nur nach Gold, Vergnügen und Genuß jagt."

„Da thut er uns sehr unrecht!" rief Marsa, „wir beschäftigen uns mit sehr ernsten Dingen,"

„Das sollte ich meinen!" sagte Eudoxia, und in ihren strahlenden Augen sprühten Funken des Zornes auf. „Ich bedarf der Erholung, der Erheiterung nach tausend ernsten, schwierigen Geschäften. Ist das Vergnügungssucht?"

„Herrin!" erwiederte Gunild ruhig; „der Patriarch hat nur eine Richtung bezeichnet — keine Personen; und ich gebe nur das wieder, was er gesagt hat."

„Er mögte uns Alle zu Ascetinnen machen und uns in irgend einer Wüste oder Zelle einsperren!" sagte Thaïs entrüstet.

„Bei Dir würde er dies Wagestück vielleicht versuchen," entgegnete Eugraphia, die eine sehr geringe Meinung vom Verstande der schönen Thaïs hatte.

„Durch solche Predigten bessert der Patriarch Niemand und thut sich selbst den größten Schaden, indem er sich die Gemüther entfremdet. Mein Gott! ein Mann in seiner Stellung muß die Menschen an sich ziehen — auch wenn sie nicht so vollkommen sind, wie er es in seinem heiligen Eifer wünschen mögte. Diese eiserne Strenge stößt zurück," sagte Eudoxia.

„Wie ganz anders predigte und benahm sich Severian!" rief Marsa.

„Ah, Severian!" riefen die Damen im Chor.

„Hätte sich der Bischof von Gabala von seinem syrischen Accent losmachen können," setzte Thaïs hinzu, „so wäre er der erste Prediger aller vergangenen und kommenden Jahrhunderte. Aber es soll ja keine Vollkommenheit auf Erden geben!"

„Ja, Severian! das war ein anderer Mann!" rief Eudoxia. „Mit dem war Verständniß möglich .... den konnte man um Rath fragen .... da prallte man nicht beständig gegen Grundsätze an, welche vielleicht für Einzelne taugen, aber

unanwendbar in großen und verwickelten Lebensverhältnissen sind."

„Es ist wahr," sagte Gunild, „Chrysostomus hat hohe Ideale."

„Uebertriebene Begriffe hat er und übertriebene Forderungen stellt er!" rief Marsa. „Wie behandelt er den jungen Clerus!" ... —

„Ah!" unterbrach Eudoxia; „in dem Punkt billige ich sein Verfahren! Er gibt strenge Vorschriften — und wer sie übertritt, wird gestraft .... mit Recht; denn leichtfertige und verbrecherische Priester untergraben bei der Masse des Volkes die Ehrfurcht vor der Religion und das Ansehen der Kirche — und das thut ungeheuern Schaden. Nein! über den Clerus wache und walte der Patriarch mit strenger Zucht: das ist sein Amt, seine Pflicht. Aber um unsere Toilette bekümmere er sich nicht."

„Das hängt bei ihm Alles eng zusammen," versetzte Marsa. „Er ist herrschsüchtig im großen Styl. Kann er nicht Länder — so will er Seelen beherrschen, vom Cäsar-Augustus an bis zu dem unbekanntesten Mönch in ärmster Zelle. Gewiß ist es gut, den Unordnungen im Clerus vorzubeugen; fallen sie aber vor, so sei man nachsichtig."

„Der Ansicht bin ich durchaus nicht!" rief Eudoxia.

„Auch der Priester ist ein Mensch!“ sagte Eugraphia so pathetisch, als habe sie eine ganz neue, nie gehörte Wahrheit gefunden.

„Eben darum werde er auch gestraft wie ein anderer Mensch,“ versetzte Eudoxia. „Es ist sehr weise von dem Patriarchen, daß er die Bestrafung des Schuldigen übernimmt, wenn die weltliche Gerechtigkeit ihn nicht erreicht. Ich beklage aufrichtig, daß in Deiner Verwandtschaft, Eugraphia, und bei einem Deiner Schützlinge, Marsa, ein solcher Fall vorgekommen ist — aber ich kann nicht anders, als das Verfahren des Patriarchen billigen.“

„Ein so begabter Jüngling wie Eugenius hätte der Kirche zur Zierde gereicht, sollte ich meinen,“ sagte Eugraphia empfindlich.

„Wenn er sich hätte bessern wollen — ja!“ entgegnete die Kaiserin. „Aber er wollte nicht. Er trotzte dem Patriarchen und trat mit Verleumdungen gegen ihn auf. Nein, gute Eugraphia, von Deinem armen Neffen laß uns schweigen. Er ist noch aus der Schule des Patriarchen Nectarius, der auch mehr von einem römischen Senator, als von einem Bischof hatte.“

„Und darin sollte die hochherzige Augusta keine Entschuldigung für Eugenius sehen?“ fragte Eugraphia.

„Doch! .... aber weder eine Rechtfertigung,

noch ein Zeugniß für seinen Beruf. Der Patriarch hat ihm gegenüber seine Pflicht gethan."

„Aber der Patriarch behauptet, daß er auch uns gegenüber Pflichten habe," sagte Marsa. „Du hörtest seine Predigt, Gunild .... Du wirst es bezeugen. Er will uns Vorschriften geben, wie seinem Clerus — nur auf einem andern Felde."

„Er hat gesagt," erwiederte Gunild, „Gott habe ihn zum Wächter der Seelen bestellt für Männer und Frauen, für Junge und Alte, für Reiche und Arme, für Vornehme und Geringe; und dies Amt zwinge ihn durch Warnung, Tadel, Rüge und Ermahnung, jeder Verkehrtheit ihren Spiegel vorzuhalten, damit sie in sich gehe und zum Bessern wende!"

„Solche Ansicht ist empörend," sagte Marsa. „Von den Untugenden der Armen und Geringen darf man predigen, denn es gibt deren eine solche Menge, daß es Keinem einfällt, die Rüge auf diese oder jene Persönlichkeit zu beziehen. Bei vornehmen Leuten ist es etwas ganz Anderes! ihrer sind, vergleichsweise, nur Wenige. Jedermann kennt sie, kennt ihre Neigungen, ihre Liebhabereien, ihre Verhältnisse, ihre Beschäftigungen. Wird von ihren Untugenden gepredigt, so wird die große Masse nicht ermangeln Persönlichkeiten zu nennen, welche diese und jene Rüge verdient

hätten, und auf welche die ganze Predigt gemünzt gewesen sei. Ich bin überzeugt, daß in ganz Constantinopel Alles mit einer Stimme schreit: Endlich einmal hat die Augusta, haben die Damen ihrer Umgebung, die Wahrheit gehört bezüglich ihrer Verschwendung und frechen Kleiderpracht! — Wozu das? wir kleiden uns dennoch wie es uns beliebt!"

„Dieser unbescheidene Eifer, der sich in Dinge mischt, welche außerhalb der Sphäre des Predigers liegen, darf nicht geduldet werden!" sagte Eudoxia entrüstet. „Der Patriarch nimmt sich ohnehin die Freiheit, mir zuweilen wahrhaft beleidigende Vorstellungen zu machen."

„O Du herrliche Augusta!" rief Thaïs entzückt; „räche Dich und uns . . . . und laß ihm einen derben Verweis zukommen."

„Meine arme Thaïs," sagte die Kaiserin mitleidig, „Du solltest wissen, daß man mit einem Patriarchen nicht wie mit einem Kämmerling umgeht. Es würde auch gar nichts fruchten! Er würde sich auf Pflicht und Gewissen und ich weiß nicht was für hohe Dinge berufen . . . . und seine Predigten fortsetzen."

„Du willst also seine Unbescheidenheit dulden?" fragte Thaïs staunend.

„Man muß die Sache anders anfassen," sagte

Eudoxia abbrechend. „Was gibt es Neues in der Stadt?“

Ehe aber noch dies Gespräch in Fluß kam, wurde gemeldet, daß der Kaiser nahe. Eudoxia entließ die Damen und ging ihrem Gemahl entgegen. Er trat ein, halb verstimmt, halb verlegen, so daß Eudoxia sogleich erkannte, daß die Sache die ihn belästige, sich auf sie beziehe. Sollte ihn die Predigt des Patriarchen verdrießen? .... hatte irgend einer ihrer Schützlinge eine Thorheit .... vielleicht gar ein Verbrechen begangen?

„Du siehst bekümmert aus, geliebter Herr,“ sagte sie zärtlich; — „wie danke ich Dir, daß Du kommst, um mir Deinen Kummer mitzutheilen.“

„Er betrifft Dich selbst, Eudoxia,“ erwiederte der Kaiser zögernd.

„Mich?“ rief sie heiter; — „nun, das ist gut! dann bin ich gewiß, ihn bald zu verscheuchen; denn was es auch sei — ich werde das Gegentheil von dem thun, was Dich betrübt.“

„Nein, Geliebte, nicht Du betrübst mich,“ sagte Arcadius, „Du bist das Licht meiner Augen und die Freude meines Herzens. Aber ich hatte Briefe von meinem Bruder. Er ist in Rom; er hat dort einen triumphirenden Einzug mit ungeheurem Gepränge gehalten, um die Römer zu besänftigen, welche die Verlegung des Hofla-

gers von Mailand nach Ravenna mißbilligten. Unsere Schwester Placidia und unser Vetter Eucherius wandelten vor seinem Triumphwagen" .... —

„Aber was kümmern mich die Schattenspiele, die der Cäsar-Augustus des Abendlandes in Rom aufführt!" rief Eudoxia. „Ich gönne sie ihm gerade so gern, wie ich Dir, o Herr, wahre und wirkliche Triumphe wünsche."

„Der Augustus des Abendlandes hat nicht Deine hochherzige Gesinnung. Du gönnst ihm die Ehren, die ihm widerfahren .... er mißgönnt Dir die Deinen."

„Ah! wie das?" rief Eudoxia, und lichtes Roth flammte über ihr schönes stolzes Antlitz.

„Du weißt, es war bisher nicht gebräuchlich, die Bildsäulen der Kaiserinnen so feierlich in die Provinzen zu schicken, wie die der Kaiser. Manche Städte errichteten die Bildsäule einer Kaiserin, wie Antiochien die meiner Mutter Flaccilla; aber die Uebersendung der Bildsäule als kaiserliches Geschenk — und der feierliche Empfang derselben durch die obrigkeitlichen Personen, so wie die öffentlichen Feste, die bei der Errichtung statt fanden, waren bis jetzt das Vorrecht der Kaiser. Für Dich habe ich eine Ausnahme gemacht, weil Dein Geist und Deine Gesinnung kaiserlich und folglich kaiserlicher Ehren würdig sind — und weil es mir

eine Freude ist, Alles mit Dir zu theilen, was Dich in den Augen des Volks erhöhet, da Du ja mit mir alle Sorgen der Herrschaft theilst. Dies Verfahren tadelt mein Bruder. Er findet es nicht weise, die äußere Kluft, die zwischen der Majestät des Cäsar-Augustus und der übrigen Menschheit besteht, durch ein weibliches Wesen überschreiten zu lassen. Die Völker könnten dadurch mißtrauisch werden, ob nicht etwa Frauenhände das Staatsruder führten, was eine unerträgliche Demüthigung für das Reich sei und die Ehrfurcht vor dem Kaiser und dem Thron schwäche. Ehrgeizige Frauen könnten dies Vorrecht auf entsetzliche Weise mißbrauchen. Man könne nicht der einen Kaiserin versagen, was man der andern gewährt habe. Deine Nachfolgerinnen, so wie die abendländischen Kaiserinnen, würden sich von nun an alle auf Eudoxia berufen, um als ein Recht in Anspruch zu nehmen, was nur der Ausfluß der Gunst eines allzu zärtlichen Gemahls sei. Du begreifst, wie sehr diese Mißbilligung mich verstimmt."

„Erlaube mir, Dir zu sagen, geliebter Herr, daß Du darin Unrecht hast," entgegnete Eudoxia lächelnd.

„Wer Dich kränkt, verwundet mein Herz," sagte Arcadius.

„Das darf nicht sein!" rief sie lebhaft. „Es kommt darauf an, von wem die Kränkung ausgeht . . . . und hier ist es ja augenscheinlich, daß Honorius schrieb, was Stilicho dictirte . . . . Stilicho . . . . oder Serena."

„Meinst Du?" fragte Arcadius erheitert und ganz bereit, auf Eudoxia's Ansicht einzugehen.

„Ich bin dessen gewiß!" sagte sie entschieden. „Daß Stilicho den Kaiser und das Reich des Abendlandes beherrscht, weiß leider! die ganze Welt. Daß Serena, als Nichte des großen Theodosius, einen starken Familienstolz hat und nicht ganz die Demüthigung verschmerzen kann, nicht selbst irgendwie Augusta geworden, sondern nur die Gemahlin des Vandalen Stilicho zu sein; — daß ihre kühne Herrschsucht von großem Einfluß auf Stilicho ist . . . auch das weiß die Welt. Serena kann es nicht ertragen, daß Deine Liebe, mein Arcadius, mich auf eine Höhe stellt, zu welcher noch keine Kaiserin erhoben wurde. Betrübe Dich also nicht. Honorius ist nur ein Werkzeug, nur ein Name; — ist zu schwach, um eine Mißgunst zu spüren, die sogar in die Zukunft hineinreicht. Nein! Serena regte Stilicho auf; Stilicho verabscheut Alle, die sich seiner Oberherrschaft nicht unterwerfen — also ganz besonders Dich und, da ich von meinem Kaiser

unzertrennlich bin, auch mich .... so wie all unser Handeln und Thun. Er war's, der dem Kaiser Honorius jenen Brief eingab. Von Deinem Bruder hätte die Mißbilligung Dich freilich mißstimmen können; doch nimmermehr von diesem Vandalen. Vergiß das Schreiben aus Rom .... und komm' mit mir. Der Abend ist lieblich und lockt zu einer Wasserfahrt. Die Kinder sollen uns begleiten .... das wird Dich ganz erheitern — nicht wahr?"

Sie umschlang seinen Arm und führte ihn fort.

Was man lieben soll.

Von herrlichen Gärten umgeben, lag der Constantinische Pallast auf der äußersten Landspitze an der Mündung des Bosporus in die Propontis. Dichte immergrüne Lorbeerhecken umsäumten den Garten an der Wasserseite und herrliche Platanen und Sycomoren senkten ihre Zweige in den blauen Meeresspiegel, während Pinie und Ceder ihr dunkles, schroffes Geäst hoch und stolz über die frische Belaubung der andern Bäume emporstreckten. An verschiedenen Stellen waren die Lorbeerhecken von breiten Marmortreppen unterbrochen, auf denen Statuen von Nymphen und Meergöttern standen und deren Stufen zum Meer hinabführten, wo die Barken bequem anlegten.

Zu einer solchen Barke führte Eudoxia den Kaiser. Sie war zierlich geschnitzt und vergoldet. Teppiche bedeckten den Boden, Polster von pur=

purfarbener Seide die Sitze. Ein breiter Baldachin von weißer Seide, den vergoldete Stäbe trugen, spannte sich über den etwas erhöhten Hintertheil der Barke aus. Dort nahm der Kaiser Platz und neben ihm Eudoxia, mit ihrer noch ganz kleinen Tochter Marina auf dem Schoß, während vier andere kleine Kinder, ein Knabe und drei Mädchen, sich an sie schmiegten. Sie sah wunderschön aus, strahlend von Liebreiz und Glück. Das fand auch Arcadius. Sie hatte einen unwiderstehlichen Zauber für ihn, und als die weißgekleideten Ruderer auf dem Vordertheil, taktmäßig und kräftig die Wellen zertheilten und die Barke dahinflog wie ein großer fabelhafter Wasservogel, vergaß er alle Sorgen des Kaisers und alle Bedrängnisse des Reichs, während Eudoxia keineswegs vergaß, seine Stimmung so zu benutzen, wie es ihren Plänen günstig war.

In andern Barken folgten die Damen der Kaiserin und die Kämmerer. Unter ihnen befand sich Amantius. Immer höher war er in Eudoxia's Gunst gestiegen, so daß sie zum Oberkämmerer ihn gemacht hatte. Ausgeglichene Gegensätze machen — abgesehen sogar von der sittlichen Schönheit, die ihnen zu Grunde liegt — einen Character interessant, zuweilen groß. Unausgeglichene — machen ihn launenhaft, unzuverlässig, unberechenbar, selbst

in seinen guten Neigungen. Letzteres war der Fall bei Eudoxia. Sie hatte eine hohe Achtung vor Amantius, weil sie sich eines Gefühls von Bewunderung seiner Uneigennützigkeit, seiner geraden Einfachheit, seiner Aufrichtigkeit um so weniger erwehren konnte, als sie klug genug war um einzusehen, wie sehr diese Eigenschaften den Personen ihrer Umgebung fehlten. Dafür hatten diese aber eine Eigenschaft, von der Amantius nicht den kleinsten Anflug hatte und die sie ebenfalls sehr hoch schätzte: sie verstanden zu schmeicheln, mit Worten, mit Handlungen. Eudoxia schwelgte in dem Weihrauch, den man ihr, wie einem Götterbilde, darbrachte; sie verlangte ihn so sehr, daß sie ihn als eine Beleidigung vermißte. Nur Amantius war davon ausgenommen. War sie sehr gut gelaunt, so durfte er sogar eine leise Bemerkung wagen, die sie von Niemand sonst, als etwa von Gunild, ohne Zorn hingenommen hätte.

Aber bei Gunild hatte es einen andern Grund. Gunild mit ihrem schroffen Character, unbeugsam, ja störrisch, aber aufrichtig und wahr, imponirte ihr. Diese gerade, feste Linie zwischen all' den verwickelten Schlangenwindungen des eigenen Lebens und der Welt, erschien ihr ganz wunderbar. Dazu kam ihr lebhafter Wunsch, Gunild, die Arianerin, zum katholischen Glauben bekehrt

zu sehen; und endlich Theilnahme mit dem Schicksal des jungen Mädchens. Ein dankbares Gefühl für Gaïnas, der ihr eine mächtige Hülfe für Eutrops Sturz gewesen war, setzte sich in zärtliche Theilnahme für seine verwaiste Tochter um.

Gaïnas war nicht zufriedengestellt gewesen durch Eutrops Verbannung nach Cypern. Er drang auf die Hinrichtung des Armseligen und ertrotzte sie von Arcadius. Die Günstlingsstelle aber, die er ebenfalls zu ertrotzen versuchte, war allzu fest von Eudoxia eingenommen. Da ging sein Ehrgeiz weiter. Der Purpur des Augustus schwebte ihm lockend vor. Er war Oberbefehlshaber der Armee und empörte sich mit ihr in Bithynien. Aber der Aufruhr mißglückte. Ein Unterfeldherr blieb dem Kaiser ergeben. Gaïnas wurde geschlagen. Er floh nach Mösien, fiel dort den Hunnen in die Hände, welche die Gothen feindlich bedrängten — und wurde von ihnen um's Leben gebracht. Sein abgeschnittenes Haupt schickten sie nach Constantinopel, wo die Bevölkerung es jauchzend und mit Freudenfesten empfing, denn er hatte einmal die Stadt von seinen Gothen plündern lassen.

Gunild litt Namenloses. Ihr Vater war ihr Abgott gewesen. Gothe sein — und edel sein, war in ihrer Vorstellung gleichbedeutend. Darum hing

sie auch leidenschaftlich an ihrem Volk und an dessen Glauben. Der Arianismus mußte die wahre Religion sein, denn es war die der Gothen: so folgerte sie. Darum sehnte sie sich von Constantinopel hinweg nach Thessalien, an die waldigen Ufer der rauschenden Donau, wo sie doch nur die ersten Jahre ihrer Kindheit verlebt hatte. Dort wähnte sie Alles zu finden, was ihrer nach dem Idealen verlangende Seele unbestimmt vorschwebte. Aber die Empörung ihres Vaters machte ihren Träumen von unbedingter gothischer Vollkommenheit ein furchtbares Ende. Wie oft hatte sie früher stolz gesagt, wenn die Römer und Griechen mit Verachtung von den „Barbaren" sprachen:

„Ein Barbar hat den Thron des morgenländischen Kaisers, nach welchem Rufinus trachtete, dem Sohn des Theodosius erhalten, und hat die Stufen des Thrones von dem unwürdigen Günstling Eutrop befreit."

Als aber ihr Vater die Hand nach dem Purpur ausstreckte — da beweinte Gunild viel mehr seine That, als seinen Tod — da erkannte sie, daß der Gothe denselben Versuchungen erliegen, denselben Sturz thun könne, wie der Grieche, daß ihm weder sein Arianismus, noch sein gothisches Blut das Patent der Vollkommenheit gebe —

und mit stiller Verzweiflung fragte sie sich: Was kann ich nun lieben? — was nun ehren?"

Sie verlangte jetzt nicht mehr nach den Niederlassungen der Gothen in Thessalien zurückzugehen. Sie hielt es vielmehr für eine Ehrensache, bei der Kaiserin zu bleiben und die Treulosigkeit ihres Vaters durch Ergebenheit gut zu machen. Da sie aber auf keinem Punkte und in keiner Richtung mit ihrer Umgebung übereinstimmend dachte und fühlte, und nichts hatte, woran sie sich halten und anranken konnte: so befand sie sich in einer Vereinzelung, deren Wucht zu Zeiten ihr junges Herz mit tiefer Melancholie erfüllte.

Eudoxia wünschte sehnlichst, Gunild von der arianischen Irrlehre loszumachen, und sagte ihr oft, der Arianismus sei nicht das wahre, das vollkommene Christenthum. Früher hatte Gunild dagegen behauptet, er sei es! Das that sie nicht mehr. Sie sagte nun, der Arianismus und der Katholizismus wären beide gut, wenn man sie gut anwendete. Und weiter nichts. Jede Annäherung an die Kirche wies sie zurück, und um so mehr, als sie eine tiefe Abneigung gegen den Patriarchen hatte. Denn als ihr Vater ein Gotteshaus für die Arianer innerhalb der Mauern von Constantinopel von Arcadius begehrte und dieser es kaum abzuschlagen wagte, war der Patriarch dazwischen

getreten mit der Erklärung: der Kaiser könne große Dienste mit großen Belohnungen vergelten, doch nie mit der willkürlichen Aufhebung eines Gesetzes. Theodosius habe allen Secten gottesdienstliche Zusammenkünfte in den Städten gesetzlich untersagt, und es sei kein Grund vorhanden, um für die Arianer eine Ausnahme zu machen. Dabei blieb es. Gunild wollte zuweilen in dieser Verweigerung den Grund zu ihres Vaters Empörung sehen; allein ihr gerader Sinn sträubte sich gegen eine solche Entschuldigung, die keine war. Dennoch konnte sie die Abneigung gegen Chrysostomus nicht überwinden, ohne jedoch an den Anfeindungen Theil zu nehmen, welche nur zu oft in der Umgebung der Kaiserin gegen ihn laut wurden.

In dieser Umgebung war Gunild ein fremdartiges unverstandenes Element. Niemand begriff, weshalb sie nicht fröhlich war, den Putz liebte, von der Kaiserin Geschmeide und Geschenke aller Art, oder eine glänzende Vermählung sich erschmeichele. Eudoxia war ja freigebig für ihre Schützlinge, ihre Schmeichler und Freunde — wenn nicht mit Gold, was sie selbst im Uebermaß brauchte: so doch mit Stellen, mit Beförderungen, mit einträglichen Aemtern. Das wußte der ganze Hof; das benutzte jeder Einzelne für sich selbst und für seine Freunde und Schützlinge, so daß Eudoxia der Mittelpunkt

eines ungeheuern Gewebes von Begünstigungen war, das sich über das ganze Reich verzweigte. Dabei fielen selbstverständlich die schreiendsten Ungerechtigkeiten vor. Es wurden unschuldige Menschen fälschlich angeklagt und ohne gründliche Untersuchung des Sachverhaltes ihres Vermögens beraubt, das Eudoxia an sich nahm. Sie empfing gern kostbares Geschmeide zum Geschenk als ein Zeichen huldigender Ehrfurcht; dafür war sie dankbar, indem sie den Schenkgebern Stellen anwies, welche sie andern Männern nahm. Das Alles sah und durchschaute Gunild und fern hielt sie sich von dem Haschen und Jagen nach Gütern, die keinen Reiz für sie hatten. Eine Vermählung schlug sie aus. Sie sagte, sie sei zufrieden auf ihrem Platz.

Jetzt befand sie sich in derselben Barke mit Amantius, der ein tiefes Mitleid mit diesem jungen einsamen Wesen — aber selten Gelegenheit hatte, sich ihr zu nähern. Er fragte sie:

„Wirst Du mit uns die Wallfahrt nach Drypia machen, edle Gunild?"

„Nur dann, wenn die Augusta meine Begleitung begehrt," antwortete Gunild. „Da sich aber ohne Zweifel Massen von Damen dazu drängen werden, so hoffe ich, daß sie es nicht begehren wird. Aber sage Du mir, ob Du die Lehre der Akademiker, daß keine Lehre unumstößlich fest stehe, kennst."

„Ich kann es nicht leugnen," versetzte er lächelnd.

„Und spricht sie Dich nicht an?" fragte sie weiter.

„Für philosophische Probleme und sophistische Axiome ist sie richtig; — da ich aber wenig Zeit habe, mich mit solchen Fragen zu beschäftigen, so lege ich auf das Für und Wider keinen großen Werth."

„Ich dachte, Du legtest einen großen Werth auf die Erkenntniß der Wahrheit."

„Ja," sagte Amantius; „aber die absolute Wahrheit liegt in einer andern Sphäre und wird vom Zweifel nur insofern berührt, als er dazu dienen kann, ihre Unumstößlichkeit klar zu machen."

„Also Dich spricht die Lehre der Akademiker nicht an?"

„Ich sollte meinen ... Dich ebenso wenig, edle Gunild. Die vernünftige Seele begehrt Gewißheit. Sie kann im Zweifel sein, wie der Wanderer auf einer Brücke, die über einen Abgrund auf sichern Boden führt: sie verbleibt nicht darauf."

„Doch! wenn sie Enttäuschungen fürchtet! und wo wären die nicht!" versetzte Gunild.

„Das wäre ja feig," entgegnete er. „Das Leben ist eine Kette von Enttäuschungen über uns selbst und über Andere."

„O! das ist aber entsetzlich traurig!" rief Gunild und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, um ihre hervorbrechenden Thränen zu verbergen.

„Wie man es nimmt," entgegnete er sanft. „Illusionen sind Fesseln, die unsern Fuß — sind Binden, die unser Auge von der Wahrheit, oder vom Verlangen nach Wahrheit zurückhalten. Kann das traurig sein, wenn eine solche Fessel, eine solche Binde gelöst wird?"

„Du sprichst wie Jemand, der keine Ideale in Staub zerfallen sah!" rief sie.

„Sind unsere Ideale im Einklang mit der ewigen Wahrheit," versetzte Amantius, „so zerfallen sie nicht in Staub. Zerfallen sie aber .... so waren es Illusionen .... Träume ...." —

„Die man geliebt hat!" unterbrach Gunild schmerzlich.

„Was liebt man nicht, wenn man nicht weiß, was man lieben soll!" entgegnete er.

„Und das scheint Niemand zu wissen — wenn man nach dem, woran die Menschen ihr Herz hängen, urtheilen darf," erwiederte sie gereizt.

„Das ist richtig!" sagte Amantius ruhig.

Es war ein herrlicher Abend. Frühlingsluft durchathmete, Frühlingslicht durchstrahlte die ganze Natur. Wie Blumenbeete stiegen die Ufer der Propontis aus den silberblauen Fluten auf. Zwischen ihnen, auf der Seite von Thracien, lag die prächtige Stadt, wie die schöne Sultanin eines morgenländischen Märchens, die ihre marmorweißen

Füße im Meere badet. Ueber ihnen, auf der Seite von Bythinien, ragte die Marmorpyramide des Olymp auf, wie ein Flüchtling, der von der schönen glänzenden Erde zum schöneren, glänzenderen Himmel strebt. Aber Niemand beachtete das großartige Naturbild. Man plauderte, man lachte, man hatte tausend Thorheiten zu sagen, zu hören.

„Nur Du bist schweigsam, Gunild,“ sagte ein junges Hoffräulein, indem sie sich zurückwendete und ihre Hand auf Gunildens Schulter legte.

Diese saß ruhig auf einem niedrigen Polster, hatte die Hände um die Knie geschlungen und blickte träumerisch in das abendliche Zauberbild.

„Woran denkst Du nur, um so schweigsam zu sein?“ setzte Aglaë hinzu.

„Ja, woran denkst Du? ... Woran denkt die edle Gunild!“ riefen die Herren und Damen in der Barke.

„Ich dachte, daß ich gern wissen mögte, was der Mensch lieben soll,“ antwortete sie.

„Was er lieben soll? — O, Vieles! — Nein, nicht Vieles ... aber viel! — Die Schönheit! — Das Gute! — Seine Freunde! — Auch seine Feinde ... wie das Evangelium spricht!“ — So riefen die Stimmen durcheinander und Aglaë fragte zuletzt: „Genügt Dir das Alles ... oder etwas davon?“ Gunild bewegte verneinend ihr schönes Haupt.

„Sie ist nicht zufrieden zu stellen," sagte Aglaë zur übrigen Gesellschaft sich wendend; — „und ich finde es recht verkehrt, darüber so tief nachzudenken, was man lieben soll, denn es liegt ja in der Natur des Menschen, daß er das liebt, was ihm liebenswürdig erscheint."

Und damit lenkte sie das Gespräch wieder in seine frivole Bahn zurück.

Die kaiserliche Barke hatte das Zeichen zur Rückfahrt gegeben. Man näherte sich dem Ufer. Da sagte Amantius, der ebenso schweigsam wie Gunild geblieben war:

„Erlaubst Du auch mir, Dir auf Deine Frage eine Antwort zu geben?"

„Warum nicht?" fragte sie erstaunt.

„Weil nicht selten das, was ich sage, Dich zu verletzen scheint."

„Sprich, ich bitte Dich!" sagte sie erröthend.

„Du fragst, was man lieben soll, edle Gunild. Ich antworte Dir: die ewige Liebe."

„Wie süß das klingt: die ewige Liebe!" erwiederte sie. „Aber wer bürgt uns dafür, daß eine solche Liebe zu den Idealen gehöre und nicht zu den Illusionen?"

„Die ewige Wahrheit."

„Wer an einer solchen zweifelt, Amantius, braucht eine höhere Garantie."

„Es gibt keine; . . . aber ich kann mich anders ausdrücken und sagen: Diese Bürgschaft gibt Christus, der Sohn Gottes, der die ewige Liebe und die ewige Wahrheit selbst ist.“

„Wenn ich das glaubte, wäre ich Katholikin, und Du weißt, daß ich Arianerin bin,“ versetzte sie kalt.

„Ich weiß es; allein ich sehe keinen Grund darin, um Dir eine klare und einfache Antwort zu versagen.“

„Wißt Ihr durch Euern Glauben mehr von der ewigen Liebe als wir — warum denn liebt ihr sie nicht mehr als wir?“ rief Gunild. „Wenn wir die Welt betrachten, die uns umgibt, und die so ganz in Bewunderung und Genuß der Aeußerlichkeiten des Daseins versunken ist, kann man da annehmen, daß sie vom Licht der Wahrheit erleuchtet, von der Flamme der Liebe erwärmt sei?“

„Sicher nicht. Aber dennoch sind Wahrheit und Liebe in der Welt. Ihren Einfluß können sie jedoch nur auf diejenigen üben, die ihr Herz nicht dagegen verschließen oder betäuben. Sieh! dort in dem Hause, dessen breite Terrasse in's Meer vorspringt, wohnt eine Frau, die es verstanden hat, die Welt sich unter die Füße zu legen und all ihre Güter zu besitzen, ohne sie zu genießen . . . . um der ewigen Liebe willen.“

„Wer ist dies Wunderwesen?“ fragte Gunild lebhaft.

„Es ist Olympia,“ entgegnete Amantius.

„Olympia!“ sagte Gunild gedehnt. „Vor einigen Jahren sprach man von ihr und ihrem Hochsinn und sie machte bei einer flüchtigen Zusammenkunft Eindruck auf mich. Doch jetzt gehört sie zu den fanatischen Jüngerinnen des Patriarchen und man weiß nichts mehr von ihr.“

„In Deiner Umgebung nicht,“ entgegnete Amantius lächelnd, „aber Du kannst versichert sein, daß man außerordentlich viel von ihr weiß.“

„Diese hochtrabenden Vollkommenheiten haben keine Anziehungskraft für mich,“ sagte Gunild abbrechend.

Die Wasserfahrt war beendet. Als Eudoxia an der Seite des Kaisers dem Pallast zuging, rief sie Amantius heran und sagte:

„Begib Dich zum Patriarchen und frage ihn, ob die Wallfahrt nach Drypia nicht bald stattfindet. Mich verlangt danach.“

Eine Wallfahrt.

Eudoxia besaß große Neigung für eine gewisse äußere Frömmigkeit. Da sie in der Glaubenslehre sehr gut und fest unterrichtet war, mußte sie sich eingestehen, daß nicht blos tausend Handlungen, sondern die ganze Richtung und Stimmung ihres Lebens derselben nicht entsprächen. Um sich in bequemer Weise von diesem Stachel des Gewissens zu befreien, warf sie sich auf Aeußerlichkeiten, die ihren Neigungen zusagten. Verschwenderisch in allen Dingen, war sie es auch in Almosen, die sie mit vollen Händen an Arme, an Spitäler, zu Kirchenbauten und Einrichtungen spendete. Sie hielt darauf, daß kirchliche Feste mit größtmöglichster Pracht gefeiert wurden, denn sie liebte Alles, was Pracht war. Die Theodosianische Gesinnung eines tiefen Abscheues gegen das Heidenthum war auch auf sie übergegangen, und feurig ergriff sie jede Veranlassung, um den

Cultus des Polytheismus zu unterdrücken. Bei der Geburt ihres Sohnes hatte sie dem Kaiser den Befehl abgeschmeichelt, daß der Tempel des syrischen Götzen Marnas zu Gaza zerstört werde. Diese Zerstörungen der alten Heiligthümer des Polytheismus regten zuweilen den heidnischen Theil der Bevölkerung heftig auf, und noch kurz vorher war es in Alexandrien bei einer solchen Veranlassung zu blutigen Auftritten gekommen. Der Kaiser hatte daher keine Lust, etwas Aehnliches in Gaza hervorzurufen. Aber Eudoxia ordnete an, daß der Bischof von Gaza seine Bittschrift ihrem kleinen Sohne überreiche, als derselbe, der gleich am ersten Tage seines Lebens zum Cäsar ernannt und folglich Mitregent war, zur Taufe getragen wurde. Der Kämmerer, der ihn trug, neigte das Köpfchen des Kindes, gleichsam bejahend, als man die Bittschrift auf seine Purpurdecken legte — und Eudoxia bat den Kaiser so inständig, den ersten Wunsch seines Sohnes zu erfüllen, daß er, wie immer, ihr nicht zu widerstehen vermogte. Der Marnastempel fiel ohne Widerstand seiner Verehrer, und Eudoxia ließ auf dessen Stätte eine große prächtige Kirche erbauen, zu welcher sie die Zeichnung schickte, die Kosten trug und ihr den Namen Basilika Eudoxiana gab.

Durch diesen frommen Eifer gewann Eudoxia

das christliche Volk für sich. Es übersah leichter ihre Ungerechtigkeit und ihre Verschwendung, und deshalb war sie immer darauf bedacht, durch diese oder jene religiöse Handlung die Anhänglichkeit des Volkes aufzufrischen, besonders dann, wenn sie fürchten mußte, irgend einen übeln Eindruck gemacht zu haben. Das, was sie über die letzten Predigten des Patriarchen vernahm, schien ihr bedenklich. Wie leicht konnte das Volk die Anwendung derselben auf sie machen! deshalb lag ihr Alles daran, sich wieder in die Gunst der christlichen Bevölkerung von Constantinopel zu setzen.

Chrysostomus ließ sich nicht durch Eudoxia blenden. Er war ihr gegenüber in der schwierigsten Stellung; denn er war genöthigt, ihr zuweilen directe Vorstellungen über die Willkür und Ungerechtigkeit ihres Regiments zu machen, wenn Unterdrückte und Beraubte Hülfe und Schutz bei ihm suchten; — zuweilen indirect in seinen Predigten die furchtbaren Gebrechen der Zeit zu kennzeichnen, deren Chorführerin Eudoxia war; — zugleich aber mußte er Bedacht darauf nehmen, das Volk in der schuldigen Ehrfurcht vor der Augusta zu erhalten. Auch hoffte er, daß sie mit der Zeit zu besserer Einsicht über den Flittertand kommen werde, dem sie jetzt huldigte, und ohne von der Reinheit ihrer Absicht überzeugt zu sein, begrüßte er doch jede gute Re-

gung mit Freuden, weil er dachte, es könne möglicherweise der Vorbote einer wahrhaften, innern Bekehrung sein.

Amantius entledigte sich seines Auftrages und setzte hinzu, die Kaiserin habe schon lange die Absicht dieser Wallfahrt ausgesprochen, und er sei glücklich, daß die Gesinnung ihrer Umgebung sie auch jetzt nicht wankend mache.

„Das ist allerdings eine große Gnade," sagte der Patriarch. „Wie die Verhältnisse nun einmal sind, muß man der Augusta, bei ihrer Jugend und ihrem leidenschaftlichen Character, noch immer sehr dankbar sein, daß sie so manches Verkehrte nicht thut."

„Deine Heiligkeit wird ohne Zweifel gestaunt haben, daß einige Bischöfe Joniens sich mit Klagen hierher gewendet haben?" fragte Amantius schüchtern.

„Ich wußte es nicht," entgegnete der Patriarch ruhig.

„Das fürchtete ich," sagte Amantius beklommen.

„Da ich aber nur zu gut weiß, welche Elemente, sowohl im Episcopat als im niedern Clerus, wider mich sind, so überrascht es mich nicht, wenn sie durch solche Schritte Zeugniß von dem Weltgeist ablegen, der in ihnen lebt," setzte Chrysostomus hinzu.

„Die ränkevolle Eugraphia wird Alles aufbie-

ten, damit ihr Neffe Eugenius wieder zu Gnaden angenommen werde," sagte Amantius.

„Welcher Bischof mögte die Hand zu einem solchen Frevel bieten und diesen Priester in das Heiligthum und zum Altardienst des Herrn zurückführen!" rief Chrysostomus bewegt. „Eugraphia biete all' ihre Mittel auf: — das wird nicht gelingen!"

„O mein ehrwürdiger Vater," sagte Amantius traurig, „Du hast noch immer keine Vorstellung, wie sehr die Welt das Gemeine zu erhöhen und das Hohe zu erniedrigen sucht."

„Barrabas wurde dem Herrn vorgezogen. Das geschieht seitdem alle Tage — denn Welt bleibt Welt," entgegnete der Patriarch. „Aber wir finden doch nicht, daß die Hohenpriester den Barrabas in ihre Reihen aufnahmen. Uebrigens mag Eugraphia ein Werkzeug sein, dessen sich der Herr bedient, um uns mit Scorpionen zu geißeln. Nur getrost, Amantius! die Züchtigung wird vielleicht nur mich allein treffen."

„Desto schlimmer, o ehrwürdigster Vater, denn Andere verdienen sie!"

„Menschliche Einsicht!" sagte der Patriarch mit leichtem Achselzucken. „Aber geh' und melde der Augusta, daß Alles nach ihrem Wunsch angeordnet werden soll."

Drypia war eine Stadt, die ein Paar Stunden nordwärts von Constantinopel am Bosporus lag und eben den Bau einer Kirche vollendet hatte, welche dem heil. Apostel Thomas geweiht war. Dessen Reliquien sollten dahin übertragen werden, und zwar in nächtlicher Frühe, um die Tageshitze zu vermeiden.

Gegen Mitternacht begab sich der Patriarch nach der Sophienkirche, um die Reliquien, welche dort aufbewahrt wurden, in Empfang zu nehmen und von dort aus die Prozession anzutreten. Um Mitternacht erschien die Kaiserin mit ihrem ganzen Hofstaat, aber ohne alles Gepränge und in züchtig einfacher Kleidung. Nur zur Verherrlichung des Heiligen sollte diesmal die irdische Pracht dienen. Die Reliquien wurden in einer kostbaren goldnen Kapsel getragen, über welche ein goldgestickter Schleier gehängt war. Als sich die Prozession in Bewegung setzte, faßte die Kaiserin ein Ende dieses Schleiers und legte so den ganzen Weg zu Fuß zurück. Es war eine herrliche Nacht. Die Gestirne funkelten und spiegelten sich in den stillen Wellen des Bosporus, an dessen Ufer sich die unabsehbare Prozession mit unzähligen Lampen und Fackeln wie eine feurige Schlange feierlich langsam fortbewegte, abwechselnd mit Gebeten, mit Hymnengesang und mit Stillschweigen. Eudoxia war ungemein andäch-

tig. Die großartige Feier, die hehre Würde, welche die Kirche ihren festlichen Handlungen verleiht — die irdische Herrlichkeit im Dienste des Göttlichen — die erhabene Schönheit der Nacht — Alles sprach sie an und gab ihr eine tiefgesammelte Haltung und ernste Gedanken. Wie verschwindend flüchtig und matt war Glanz und Größe eines Cäsar-Augustus neben dem Glanz und der Größe eines heiligen Martyrers, für dessen Asche und zu dessen Ehren ein Festzug statt fand, der an Majestät den Triumphzug eines lebenden Kaisers übertraf! — Während einige ihrer Damen vor Ermüdung zusammenbrachen und kaum im Stande waren, Drypia zu erreichen, wo für die Kaiserin und ihre Umgebung eine Unterkunft bereitet war, kannte Eudoxia keine Erschöpfung, und nahm nur eine kurze Rast, nach welcher sie den Kaiser empfing, der zum feierlichen Gottesdienst des Tages nach Drypia kam. Er hatte gewünscht, die Prozession zu begleiten; doch Eudoxia machte ihm begreiflich, daß Wachen, Trabanten, Waffen und Alles, was zum Gefolge des Kaisers gehörte, Störungen hervorrufen, namentlich das weibliche Geschlecht zurückschrecken könne; — und so kam er denn am andern Morgen. Auch er hatte sich, wie Eudoxia, aller Pracht entäußert und Diadem und Purpurmantel — ohne welche er sich sonst niemals öffentlich zeigte, — abgelegt, während

die Leibwache ohne Schild und Lanze war; — Alles um anzudeuten, daß er als ein demüthig Bittender den Reliquien des heiligen Apostels nahe und dessen mächtige Fürsprache anflehe.

Chrysostomus hatte eine große, aufrichtige Freude an der würdigen Haltung des Kaiserpaares. In der Rede, die er nach dem Gottesdienste an die versammelten Tausende hielt, sagte er einige Worte, die Eudoxia entzückten. Er nannte sie eine andere Mirjam, die voll Demuth und Glauben lobsingend den Zug der Kinder Israels angeführt habe.

Nicht sie allein war von diesem Lobe entzückt, sondern die ganze ungeheure Volksmenge — und das war der Hauptgrund von Eudoxia's Freude. Das Volk frohlockte über seine herrliche Kaiserin, welche vom gottseligen Patriarchen so hoch gepriesen wurde. Die Kunde davon lief vor ihr her, und als sie am Nachmittag in einer Sänfte und der Kaiser zu Pferde nach Constantinopel zurückkehrte, wurden sie mit ungeheurem Jubel begrüßt, und der frohlockende Zuruf, welcher „der gütigen, der frommen, der immerwährend glückseligen Augusta" Heil wünschte, nahm kein Ende.

Gunild hatte dem Fest nicht beigewohnt. Die Arianer glaubten nicht an das Dogma vom Mysterium der Menschwerdung Gottes; — folglich

nicht an das übernatürliche Leben, das in Folge dieses Aktes der göttlichen Liebe seinen Gnadeneinfluß auf die Seelen übt, die ihm entgegenkommen; — folglich auch nicht an die Heiligen, deren Leben ein Ausdruck jenes übernatürlichen Lebens ist; — und folglich war ihnen die Verehrung der Kraft und der Liebe Gottes in den Heiligen etwas Unverständliches. Eudoxia veranlaßte niemals Gunild, wider ihren Willen an katholischen Festen Theil zu nehmen; sie stellte ihr die Wahl frei, wenn sie auch zuweilen einen Wunsch aussprach.

Jetzt eilte Gunild ihr entgegen und begrüßte sie mit zärtlicher Verehrung.

„O wie schön ist es doch,“ rief Gunild, „wenn eine Kaiserin wie Du, Augusta, so jung, so schön, so mächtig, so glücklich — ihrem ganzen Volk zur höchsten Erbauung dient und ihm das Beispiel der innigsten Frömmigkeit gibt.“

„Hörtest Du schon davon?“ fragte Eudoxia sehr fröhlich und sank ermüdet auf ein Ruhebett.

„Seit einigen Stunden spricht man von nichts Anderem in der Stadt und im Pallast.“

„Das ist gut! das freut mich!“ rief Eudoxia; — „nun predige der Patriarch, was er wolle.... vor der Hand ist das unschädlich gemacht, denn das Volk wird nicht so leicht vergessen, daß er mich heute Mirjam nannte!“

Betroffen starrte Gunild die Kaiserin an und sagte niedergeschlagen:

„Aber auf dem Grunde wird die fromme Andacht der Augusta doch nicht beruht haben — denn das wäre ja keine Frömmigkeit mehr.“

„Gott allein sieht in unser Herz und sichtet die Triebfedern unserer Handlungen,“ erwiederte Eudoxia kalt und stolz. „Eine Kaiserin hat dafür einen andern Maßstab, als ein unbedeutendes junges Mädchen. In frommen Gefühlen zu schwelgen, ist kindische Spielerei. Man muß dabei Höheres in's Auge fassen . . . . wie ich es gethan habe. Ein gutes Beispiel zu geben, das launenhafte Volk in guter Stimmung für die Majestät des Thrones zu erhalten, ist meine höchste Pflicht.“

Gunild verstummte. Sie fühlte, daß in der Ansicht der Kaiserin Wahres und Falsches gemischt sei, aber auch, daß Eudoxia gerade das Falsche überschätze. Die Kaiserin war verstimmt und doppelt empfindlich nach all den Huldigungen, die sie soeben genossen hatte. Sie entließ Gunild und berief ihre dienenden Frauen.

Als Gunild sich entfernte, traf sie in einem der Vorzimmer auf Amantius und Hylas.

„Habt Ihr auch die Comödie der Reliquienverehrung mitgemacht?“ fragte sie schneidend und ging, ohne eine Antwort abzuwarten, an ihnen vorüber.

„Wäre sie nicht so schön," sagte Hylas, „so würde ihr stolzer Ton mich verdrießen. Aber er steht ihr gut — dieser Pallas Athene."

„Findest Du das?" entgegnete Amantius erstaunt; — „ich meinestheils kann sie nie ohne Mitleid hören und sehen."

„Nun, das ist mir unbegreiflich!" rief Hylas. „Sie hat ja einen wunderbaren Glücksstern! Diese Tochter eines Verräthers wird gewiegt auf dem Schooße der Kaiserin!"

„Das macht sie nicht glücklich!"

„Nun, dann nenne ich sie erst recht Pallas Athene; denn nur die Götter können größere Ansprüche machen. Für uns arme Sterbliche, die wir nicht an olympische Freuden gewöhnt sind, ist Gunildens Loos ein sehr glückliches. Mein Gott! welch Schicksal hat dagegen die arme Sylvine, die Tochter Rufins, eines andern Verräthers! Fern von der kaiserlichen Residenz und deren bewegtem Leben, vertrauert sie ihre Jugend in dem melancholischen Jerusalem, sieht nichts als Pilger und Mönche, hört nichts als Hymnen und Psalmen, verkehrt mit Niemand, als mit jenen beiden Römerinnen, Melania und Paula, die sich in der palästinischen Einöde begraben haben. Die arme Sylvine ist zu beklagen — aber Gunild!!" —

„Wahrscheinlich ist Sylvine glücklicher in ihrem

Herzen und zufriedener mit Gottes Führungen, als Gunild," erwiederte Amantius.

„Dann haben Beide einen seltsamen Geschmack!" rief Hylas. „Doch darüber ist mit dem schönen Geschlecht nicht zu streiten. Es hat das Vorrecht, caprizios sein zu dürfen. Welch einer unerhörten Caprice Opfer sind wir nicht eben gewesen! uns da hinaus zu führen!"

„Es stand Dir frei, im Pallast zu bleiben! Die Augusta hat Niemand befohlen, der Prozession sich anzuschließen."

„Wenn aber der ganze Hofstaat und Alles, was in der Stadt zum Hof hält, sich anschließt: so kann ich doch unmöglich zurückbleiben, ohne für einen Arianer oder sonstigen Sectirer zu gelten, welche die Augusta verabscheut — ausgenommen bei der schönen Gunild."

„Die Augusta verabscheut auch bei Gunild die falsche Lehre," antwortete Amantius. „Aber sie hat Geduld mit dem jungen Mädchen und Hoffnung für dessen Bekehrung."

„Das sind ja drei große Tugenden auf Einmal!" rief Hylas lachend, „und deshalb wird es auch besser sein, nicht von kleinen Capricen zu reden — nicht wahr, mein frommer Amantius? Aber sage mir: glaubst Du, daß die Prozession nach Drypia einen dauernden Frieden begründet

hat? .... Wäre das der Fall, so wollt' ich mich allenfalls trösten über mein Opfer."

„Guter Hylas.... was ist von Dauer in menschlichen Verhältnissen!" erwiederte Amantius. „Laß uns hoffen und beten."

Der Patriarch.

Unter den bittersten und unversöhnlichsten Feinden des Patriarchen nahm Eugraphia, eine der Lieblingsdamen der Kaiserin, den ersten Platz ein, denn sie öffnete ihr Haus und ihr Ohr für Alle, die über Chrysostomus klagten oder ihn schmähten. Sie hatte von Anfang an einen entschiedenen Widerwillen gehabt, ihn als den Nachfolger des Patriarchen Nectarius in Constantinopel zu sehen. Nectarius war mit ihr verwandt und befreundet, ein glänzender Weltmann, der die Freuden des Lebens liebte und sie auch Andern gönnte, gänzlich unfähig, seine hohen Pflichten zu erkennen und ebenso ungeneigt, sie zu erfüllen — ein trauriger Mißgriff des großen Theodosius, der die Wahl seiner Feldherren besser zu treffen wußte, als die Ernennung des Prätors von Constantinopel zum Erzbischof. Während Nectarius siebzehn Jahre den

Hirtenstab nur in der Hand hielt, nicht ihn führte, war ein Theil des Clerus verwildert und zuchtlos geworden. Ehrgeiz, Habsucht, Verlangen nach den Genüssen der Welt, Vernachlässigung der Standespflichten wurden nicht als etwas Ungehöriges betrachtet und behandelt. Gunst und Geld verhalfen zu Bischofsitzen, deren Metropolit Nectarius war. Die vornehme Welt, corrumpirt durch den Einfluß Rufins und Eutrops, war höchst gleichgültig gegen die Zuchtlosigkeit des Clerus, mit dem sie durch den Verfall der Sitten sogar sympathisirte. Nur das Volk, der gemeine Mann, verabscheute ihn, sowohl die sittenlosen Priester, als die umherschweifenden Mönche, die ohne Erlaubniß und ohne Sendung ihr Kloster verließen, aus Unruhe und Neugier sich die Welt besahen, und schon durch ihr vagabundenmäßiges Erscheinen, zuweilen durch Schlimmeres noch, dem Volk tausend Aergerniß gaben.

Eugraphia hatte keine Kinder und nur einen einzigen Neffen, den sie mit abgöttischer Zärtlichkeit liebte und ihm ihr großes Vermögen zudachte. Sie schauderte bei dem Gedanken, daß Eugenius eine kriegerische Laufbahn antreten und in einem Feldzuge gegen die Barbaren umkommen könne. Sie erzog ihn so weichlich und verzärtelte ihn so sehr, daß er ihr Grauen vor dem Waffenhandwerk aufrichtig theilte und, um nie darin verwickelt zu wer-

den, bereitwillig auf ihren Gedanken einging, dem geistlichen Stande sich zu widmen, um dereinst der Nachfolger — wenn auch nicht der unmittelbare — seines Oheims Nectarius zu werden. Ob er den heiligen Beruf habe, danach fragten weder Eugraphia, noch Eugenius, noch der Patriarch — und Eugenius empfing die heiligen Weihen.

Aber nach dem Tode des Nectarius kam ein anderer Geist über den Clerus. Als ob sie es geahnt habe, war Eugraphia entschieden gegen die Wahl des Chrysostomus. Der Ruf von hoher Heiligkeit, der ihn schon damals in Antiochien umgab, war ihr zuwider. Was sollte der fremde Priester aus der Provinz in der Kaiserstadt. Befreundet mit Theophilus dem Patriarchen von Alexandrien, einem Mann von ungemessenem Stolz und den der Ehrgeiz öfter als die Geschäfte an das Hoflager führte, hätte Eugraphia ihn vor Allen gern als Nachfolger des Nectarius gesehen, und sie selbst und eine große Partei gab sich unsägliche Mühe, es dahin zu bringen. Allein Eutrop war damals noch der unumschränkte Machthaber und Eudoxia mit ihrem Anhang ohne Einfluß; und Eutrop hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, dem Volk von Constantinopel diesen Gefallen zu thun, der ihn nichts kostete. Theophilus hatte endlich sogar die Demüthigung, daß er diesem armen, unscheinbaren Priester

aus Antiochien die Bischofsweihe in der Sophienkirche ertheilen mußte. Eugraphia betrachtete seitdem den Chrysostomus als eine Creatur Eutrops, behauptete, er stecke mit demselben unter einer Decke und verleumdete und verdächtigte all sein Thun.

Später kamen noch persönliche Gründe des Hasses hinzu. Eugenius hatte die Priesterweihe empfangen, ohne seinen Lebenswandel zu ändern. Chrysostomus, der großes Mitleid mit solchen unter schlaffer kirchlicher Disciplin verkommenen jungen Männern hatte, sprach väterlich mild zu Eugenius und suchte ihm klar zu machen, daß der hehre Beruf des Priesters vom natürlichen Menschen Opfer erheische, welche die Gnade ihm vollbringen helfe. Da Eugenius aber nichts weniger als opferbereit war, erklärte ihm Chrysostomus, daß ein Priester von solchem Wandel und solcher Gesinnung die priesterlichen Functionen ohne Sacrilegium nicht üben könne. Eugenius antwortete trotzig: er lege gar keinen Werth auf Ausübung jener Functionen; er habe es auf einen Bischofsitz abgesehen, und wenn ein solcher sich für ihn finde, werde er ohne Zweifel durch zahl- und einflußreiche Gönner die Bischofsweihe empfangen. Mit tiefem Schmerz und mit großer Bestimmtheit erwiederte Chrysostomus, in seinem Metropolitanverbande werde dies verbrecherische Ereigniß nie

eintreten. Eugenius wollte in dieser Erklärung eine tödtliche Beleidigung sehen; Eugraphia nicht minder — und eine Grausamkeit dazu. Ihre Reden gegen den Patriarchen wurden immer giftiger, immer feindseliger; Alles was weltlich gesinnt war, drängte sich zu ihr. Ihr Haus wurde ein feindliches Lager, ein Heerd des Hasses gegen Chrysostomus.

Einmal traf sie im Vorzimmer der Kaiserin mit ihm zusammen. Er wußte zwar, daß sie ihm übelgesinnt sei; aber den Umfang ihrer Feindschaft kannte er nicht. Er begrüßte sie mit Zuvorkommenheit und bat sie, all ihren Einfluß aufzubieten, um Eugenius auf andere Wege zu bringen; vielleicht werde der Jüngling geneigter sein, die Rathschläge einer so edlen Matrone anzunehmen, als die seinen. Ueberhaupt könne er den Wunsch nicht unterdrücken, daß Eugraphia auf die ganze Frauenwelt der Stadt einen günstigen Einfluß gewinnen möge, um dem unerhörten Luxus und dem Mangel an züchtiger Tracht Einhalt zu thun; denn er wisse wohl, wie einflußreich sie sei.

Hatte er Eugraphia zu besänftigen geglaubt, indem er anerkannte, daß sie den Ton angebe, so geschah vielmehr das Gegentheil. Sie fühlte sich nur beleidigt, daß der Patriarch ihr Rathschläge geben wolle, wie sie ihren Einfluß zu brau-

chen habe, und antwortete kurz und kalt, sie sei nicht die geeignete Person, um seine Aufträge auszuführen.

Chrysostomus bewies nicht nur gegen den niedern Clerus heilsame Strenge, indem er einige Unverbesserliche, zu denen Florus und Eugenius gehörten, von der Ausübung priesterlicher Functionen ausschloß, sondern auch gegen diejenigen Bischöfe, deren Metropolit der Patriarch von Constantinopel war. Bei einer Rundreise in Jonien kamen ihm so bittere Klagen über Gewaltthat und Ungerechtigkeit einiger Bischöfe zu Ohren, die ihren Sitz durch Simonie erhalten hatten, daß er sich genöthigt sah, die Sache zu untersuchen und in Folge des Ergebnisses die Bischöfe zu suspendiren. Dies brachte ein Heer von Feinden wider ihn auf.

Wer den Scepter des oströmischen Reiches führe und wie er geführt werde, war bekannt genug, um jeder schlechten Sache die Hoffnung zu geben, daß sie zu gewinnen sei: man mußte nur verstehen, die Augusta derselben geneigt zu machen, sei es direct, sei es auf Umwegen durch ihre Günstlinge. Indessen gab es einen Punkt, auf dem sie bis jetzt den Patriarchen immer vertheidigt hatte: das war sein Verfahren gegen den Clerus. Mogten noch so bittere Klagen über ihn geführt werden, mogten Marsa und Eugraphia wetteifern in der

schärfsten Rüge seiner Strenge: Eudoxia blieb unerschüttert und gab ihm Recht. Sie war zu klug, um nicht den Schaden zu würdigen, den ein zuchtloser Clerus der Religion in den Augen des Volkes zufügt — und um nicht zu begreifen, daß ein Volk ohne Achtung vor der Religion auch bald ohne Achtung vor dem Thron sein werde.

Der Patriarch war ihr angemeldet worden. Eudoxia zweifelte nicht, daß er komme um ihr für die Theilnahme an der Wallfahrt nach Drypia zu danken. Sie empfing ihn mit ihrer ganzen Anmuth und sprach ihm ihre Freude aus, daß sein Befinden durch die Anstrengung jenes Tages nicht gelitten habe.

„Gott gibt Kraft, um das zu thun, was zu seiner Ehre ist," entgegnete mild der Patriarch; „und physische Anstrengung ist nicht das Schwerste, was er von uns verlangt."

„Ich stimme Deiner Heiligkeit vollkommen bei," sagte Eudoxia. „Hohe Pflichten zu erfüllen, große Verantwortung zu übernehmen, ist ungleich schwerer."

„Und eine solche schwere Pflicht führt mich heute zu der erhabenen Augusta," erwiederte Chrysostomus.

„Was könnte das sein, mein ehrwürdiger Vater? Deine Heiligkeit ist ja gewiß im Voraus überzeugt, daß ich freudig jedem frommen Wunsche zuvorkommen werde," sagte Eudoxia verbindlich.

„Dies huldreiche Wort tröstet mich, erhabenste Frau; denn ich komme als der Fürsprecher eines Verleumdeten, um Deine Gerechtigkeit anzurufen.“

„Empfange im Voraus meinen Dank, ehrwürdiger Vater. Die Majestät ist ja nur deshalb auf Erden, um die Gerechtigkeit zu handhaben.“

„Namenlosen Trost schöpfe ich aus Deinen Worten, Du Erhabenste. Laß mich also die Sache kurz zusammenfassen. Der Proconsul von Cilicien hat den Tribun Nicator in Verdacht gebracht, im Einverständniß mit den Horden der beutegierigen Isaurier zu sein, die ihre räuberischen Einfälle bis jetzt in Armenien und Syrien, aber nie in Kleinasien gemacht haben. Nicator, so hieß es, hätte den Isauriern gegen reichliche Bestechung die Zusage gegeben, die Bergpässe von Cilicien unbesetzt oder mindestens unvertheidigt zu lassen. Auf diese Anklage hin ist Nicator ohne Untersuchung abgesetzt, gefänglich eingezogen, seiner Güter beraubt worden — und die Verbannung schwebt jetzt über seinem schuldlosen Haupte.“

„Du bist übel berichtet, ehrwürdiger Vater,“ unterbrach ihn Eudoxia mit mühsam unterdrücktem Zorn. „Nicators Sache ist untersucht und er ist schuldig befunden.“

„Untersucht — von seinem Ankläger! .... Schuldig befunden — von seinem Ankläger! ... und ich

muß hinzusetzen: beraubt von seinem Ankläger: so, erhabenste Kaiserin, steht in Wahrheit Nicators Sache!" versetzte Chrysostomus sanft und fest.

„Und abermals bist Du übel berichtet, ehrwürdiger Herr!" rief Eudoxia mit beleidigtem Stolz; „nicht der Proconsul von Cilicien hat die Güter des Verräthers von Thron und Reich eingezogen und an sich genommen; — das habe ich gethan, ich, die Augusta! und dem kaiserlichen Schatz gehören sie mit Recht, als Sühne für seine Schuld."

„Auf den Bericht des Proconsuls von Cilicien hin," entgegnete Chrysostomus mit ruhiger Milde, „konnte die Augusta vielleicht nicht anders handeln; allein die Gerechtigkeit erheischt, daß das Verfahren des Proconsuls untersucht werde. Ja;... nicht blos die Gerechtigkeit! der hohe Name der Kaiserin, an dem kein Atom von Staub haften darf, erheischt es."

Die flammende Röthe des Zornes auf Eudoxia's Wangen ging in Leichenblässe über:

„Deine Heiligkeit läßt sich im frommen Eifer zu weit hinreißen," sagte sie mühsam gefaßt. „Mein Name steht hoch über jedem Unglimpf."

„Weil dem so ist, erhabenste Kaiserin, soll auch Niemand mit Recht sagen dürfen, daß die Augusta das Gut eines Unschuldigen in ihre Hände nahm," versetzte Chrysostomus bittend.

„Er ist nicht unschuldig! wie oft soll ich es wiederholen!" rief Eudoxia mit ausbrechender Heftigkeit. „Die Sache ist untersucht und abgethan, das Vermögen in meiner Hand. Ich gestehe, ich begreife Deine Heiligkeit nicht! . . . . Ich glaube, daß nie eine Kaiserin großmüthiger als ich für die frommen Zwecke der Kirche gewesen ist. Die Basilika Eudoxiana, die auf den Trümmern des Marnastempels sich erhebt, verschlingt durch ihre Pracht ungeheure Summen. Sie ist mein Werk. Der Bau, der den Tabernakel des wahren Gottes umgibt, soll herrlicher sein, als je der Tempel des Götzenbildes war."

„Ein kaiserlicher Gedanke!" sagte Chrysostomus begütigend.

„Und das ist nur ein Werk!" fuhr sie mit steigender Heftigkeit fort. „Ich unterstütze aber unzählige kirchliche Werke, und noch nie hat Jemand in dieser Beziehung eine Fehlbitte bei mir gethan. Ja, Alles, was nur entfernt zur erhöhten Andacht des Volkes, zu höherer Feierlichkeit frommer Ceremonien beitragen kann, findet mich geneigt mit vollen Händen zu spenden, so daß nicht einmal die Männerprozessionen am Abend jedes Samstags so erbaulich festlich sein würden, wie sie jetzt sind, wenn ich nicht die Kerzen, nicht die versilberten Kruzifixe dazu schenkte. Ich sehe

mich genöthigt, Deine Heiligkeit zu ersuchen, all diese Werke, vom größten bis zum geringsten, vom Bau der Basilika bis zu den Prozessionskerzen an Deinem Geiste vorüberziehen zu lassen — und dann mir zu sagen, ob es möglich ist, so viel zu thun, ohne über äußerst beträchtliche Geldsummen zu verfügen. Es sollte also Deine Heiligkeit sich freuen, wenn ich in Besitz von Geldern komme, die Niemand besser verwendet, als eben ich. Nicators Vermögen gebührt dem kaiserlichen Schatz, gebührt also mir — weil er ein Verräther ist."

„Alles, was die erhabenste Kaiserin von ihren frommen Werken zu Ehren der Kirche und des Glaubens sagt, erkenne ich mit Freude und Bewunderung an," erwiederte der Patriarch mit seiner milden Ruhe; — „und täglich steigt mein Gebet zu Gott empor, daß seine Barmherzigkeit die ihre tausendfach lohnen wolle. Allein es kann ihm nicht wohlgefällig sein, wenn Großmuth und Barmherzigkeit auf Kosten der Gerechtigkeit geübt werden. Nicators Schuld ist nur durch den Proconsul von Cilicien behauptet worden; — der Proconsul ist der Bruder der erlauchten Marsa, von der man weiß, daß sie das volle Vertrauen der Augusta besitzt. Wie unendlich leicht kann da eine Parteilichkeit statt finden! wie unendlich wichtig wäre es, öffentlich zu beweisen, daß sie nicht statt fand. Ein Akt der Gerech-

tigkeit erbaut das christliche Volk nicht minder, als ein Akt der Barmherzigkeit; . . . gibt ihm vielleicht noch mehr Vertrauen zu seinem Herrscher; denn die Gerechtigkeit ist ein Gut, das Allen zu gut kommt, das Jeder in Anspruch nimmt und worauf Jeder ein Anrecht hat. Deshalb lasse die erhabenste Kaiserin in Nicators Sache frei die Gerechtigkeit walten und entscheiden, und scheue sich nicht, das Vermögen zurückzugeben, sobald seine Unschuld erwiesen ist."

„Um der Kaiserin solche Vorwürfe zu machen," sagte Eudoxia leichenblaß vor Zorn, „scheinst Du selbst, ehrwürdiger Herr, nicht fern davon zu sein, eine tödtliche Beleidigung der Majestät zu begehen, indem Du annimmst, daß ich mit falschen Zeugen im Einverständniß sei. Um Dir eine nothwendige Schranke zu setzen.... entlasse ich Dich, und wiederhole, daß Nicators Sache abgethan ist."

Schweigend zog sich der Patriarch zurück und Eudoxia blieb in der furchtbarsten Aufregung allein. „Das ist der Dank des hochmüthigen Priesters für all meine Opfer.... für meine großmüthige Bereitwilligkeit zu frommen Werken!" sprach sie halblaut zu sich selbst, indem sie mit unruhigen Schritten in ihrem Gemach auf und nieder ging und zuweilen nachdenkend stehen blieb .... „Er will

sich herausnehmen, meine Einkünfte zu überwachen! Er will Leute beschützen, die verurtheilt sind! Er will Leute verdächtigen, die mein volles Vertrauen besitzen und verdienen!.... Und das Alles aus Herrschsucht!... O welch ein niedriger Character.... besonders bei einem Priester. Jetzt fange ich an, die bittern Klagen zu begreifen, die der Clerus wider ihn führt. Welche unerträgliche Last muß ein solcher Bischof für seine Geistlichen sein. Spürt er sogar meinen Einkünften nach.... wie mag er auf Schritt und Tritt ihnen nachspüren und jede ihrer Handlungen vor sein Forum ziehen!... O die Beklagenswerthen! Es sollte mich nicht wundern, wenn die Zahl seiner Gegner von Tag zu Tage zunähme, Partei bildete, mächtig würde.... ja übermächtig....— Eugraphia hat Recht, ihn zu hassen... der Diacon Eugenius hat Recht, bittere Klage über ihn zu führen, denn er ist ja von unerhörter Parteilichkeit und läßt sich blind einnehmen von Leuten, die ihm schmeicheln, indem sie um seine Fürsprache bitten. Und jene Bischöfe Joniens, die er suspendirte, und deren Klage ich nicht einmal annehmen wollte in meinem Vertrauen zur Weisheit und Gerechtigkeit des Patriarchen — o, wie sehr haben sie Recht und wie sehr habe ich sie gekränkt!... Aber das soll anders werden....

ich lasse s e i n e Sache untersuchen! . . . . Wie zudringlich begehrte er die Untersuchung von Nicators Sache, die ein Mann wie der Proconsul von Cilicien, den ich seit meiner Kindheit kenne und schätze, verurtheilt hat!.... Nun wohlan! da er die Untersuchungen so sehr liebt, dieser gerechte Patriarch . . . . so werden sie ihm auch in eigener Sache willkommen sein.... und — willkommen oder nicht! sie sollen stattfinden."

Was die Welt Thorheit nennt.

Vorwärts auf der Bahn der Herrschaft und Weltherrlichkeit war Eudoxia gegangen; vorwärts auf den stillen Wegen demüthiger Selbstentäußerung — Olympia. Die Freiheit, die sie nach Eutrops Sturz für ihre Person und ihr Vermögen wieder erhielt, benutzte sie, um sich mit heiligen Fesseln an eine himmlische Richtung zu binden und dadurch ihren unwiderruflichen Entschluß auszudrücken, alle Kräfte und Gaben, mit welchen die Natur und die Gnade sie überreich ausgestattet hatten, für Gott allein zu verwenden. Es genügte ihr nicht, diesen Entschluß im Stillen zu fassen. Offenkundig sollte er sein, ein königliches Siegel unter der feierlichen Urkunde ihres Willens sollte er sein, damit Niemand in Zweifel über ihre Gesinnung bleiben könne. Kein Bewerber sollte sich hinfort ihr nahen und überhaupt

keine Bewerbung von Seiten ihrer Verwandten oder des Kaisers beschützt werden. Den ersten Gebrauch, den sie von ihrer Freiheit machte, war, daß sie den Patriarchen bat, in seine Hände das Gelübde der ewigen Keuschheit ablegen zu dürfen. Im Hinblicke auf die sechs Jahre der schönsten Jugend, welche Olympia seit dem Tode ihres Gemahls in einem Opferleben hingebracht hatte, das mit der Strenge und Armuth des Klosters wetteiferte, war der Patriarch nicht blos gern bereit, ihren Wunsch zu erfüllen, sondern er that auch das, was Olympia in ihrer Demuth nie gewagt hätte zu erbitten: er machte sie zu einer der Diaconissen von Constantinopel, deren Stand die Ehe ausschloß. Olympia war glückselig — sowohl über den weiten Spielraum, den ihr Herz für seine heilige Liebe fand, als auch über die Kluft, die nunmehr zwischen ihr und der Weltlichkeit offenkundig vorlag. Der Patriarch hatte nichts Anderes gethan, als eine Seele so behandelt, wie sie nach dem Maßstab der ihr zu Theil gewordenen Gnade behandelt sein wollte und mußte. Olympia's Verwandte aber und alle Diejenigen, die in Weltlichkeit verwickelt und voll Widerwillen gegen ein großes Beispiel waren — sprachen nicht anders, als ob der Patriarch ein Verbrechen begangen habe, worunter sie Alle zu leiden hätten. Von

Elpidius bis zur schönen Thaïs herab überhäuften sie ihn mit Vorwürfen und erklärten ihn für einen Feind der schönsten und edelsten menschlichen Verhältnisse — für einen im Fanatismus ergrauten Asceten, der die schwärmerische Geistesrichtung einer jungen Frau überschätze und thörichter Weise noch höher spanne — und prophezeiten ihm große Enttäuschungen in Bezug auf Olympia, die sich auf ihren künstlichen Flügeln nicht würde halten können, und folglich unerhört unglücklich werden müsse. Chrysostomus ließ diesen Sturm über sich dahinbrausen. Was hätte er zu Menschen sagen sollen, denen das Verständniß von Olympia's Beweggründen fehlte, und denen ihre Handlungsweise ein verschlossenes Buch, eine Schrift in unbekannter Sprache war! Er sprach ein Paar milde, versöhnende Worte, welche sie kaum anhörten, und galt ihnen mehr denn je für einen wilden Fanatiker, der zum Unheil des oströmischen Reiches den Patriarchensitz von Constantinopel einnehme.

Olympia's Leben bewies, wie richtig er sie und ihre Kraft beurtheilt und auf welchen ihr entsprechenden Platz er sie gestellt habe. Das versöhnte aber seine Gegner nicht, und da man keine neue Vorwürfe vorzubringen hatte und die alten abgenutzt waren: so hüllte man sich in verachtendes Schweigen und suchte Olympia zu vergessen.

Dies war ihr gerade recht. Die Vorwürfe, die man ihr machte, bewiesen immer noch, daß man einen gewissen Werth darauf legte, sie in Verbindung mit der Welt zu erhalten, während sie nur wünschte vergessen zu werden, weil man sie geringschätzte. Ihr Haus, ihre Einrichtung waren unverändert so wie damals, als sie eine arme Gefangene in demselben war; — nur mit dem Unterschied, daß jetzt eine Menge von Menschen bei ihr aus und ein gingen — lauter Menschen, die irgend ein Anliegen hatten, Hülfe suchten, Unterstützung begehrten, guten Rath erbaten, und die nicht blos aus der Stadt, sondern aus dem ganzen ost- und weströmischen Reich zu ihr kamen. Die immensen Vermögen, welche in einzelnen Familien zu fabelhafter Größe sich ansammelten, weil es einen allgemein vertheilten Wohlstand in Folge der Verhältnisse, die erst eben anfingen, das Sclaventhum zu lösen, noch nicht geben konnte: riefen auf der einen Seite Ausgeburten von Luxus und Verschwendung hervor und machten es auf der andern Seite möglich, daß dort, wo der christliche Glaube das Leben durchseelte, eine Großmuth in Verwendung des Reichthums eintreten konnte, die ihm entsprach. Olympia besaß ein solches Vermögen. Ihre Güter in Syrien, Kleinasien, Griechenland und Egypten waren

so groß wie kleine Königreiche. Davon brauchte sie für sich selbst nicht mehr, als um die Kosten für ihr geringes Kleid und ihre spärliche Nahrung zu bestreiten. Ihre dienenden Frauen, deren sie zur Zeit, als ihr Gemahl noch lebte, dreihundert im Hause und für ihre Person gehabt hatte, waren Freigelassene. Olympia hatte ihnen Allen mit der Freiheit eine Summe Geldes geschenkt, welche ihnen Mittel bot, sich zu verheirathen oder sich ein selbständiges Fortkommen zu verschaffen. Die Einen hatten diese Mittel benutzt; die Andern nur so lange, als Olympia's Gefangenschaft währte, weil damals die Herrin nicht im Stande war, ihre Dienerinnen zu erhalten. Später stellten sich Viele wieder bei ihr ein und baten um die Gunst, unter ihrem Dache und in ihrer Nähe bleiben zu dürfen.

„Wollt Ihr fortan nicht mir, sondern mit mir Gott dienen, in den Armen und Nothleidenden, unsern Brüdern — und wollt Ihr die stille Ordnung meines Hauses und Lebens mit mir theilen: so dürft Ihr bleiben," entgegnete Olympia liebreich. „Aber prägt fest in Euer Gemüth ein, daß Eure glänzenden Geschicklichkeiten keine Anwendung bei mir finden. Cachemir-Webereien, Stickereien in Gold und Seide, elegante Kleidermacherinnen brauche ich nicht mehr. Auch keine Aufseherinnen

für meine Kleider und meinen Schmuck. Ihr müßt also von der Höhe Eurer Kunstfertigkeit herabsteigen, grobe Stoffe weben und verarbeiten, Kranke pflegen, Dürftige besuchen, einfache Speisen bereiten und sie den Armen austheilen. Könnt Ihr Euch dazu entschließen: so bleibt bei mir — und Er, dem Ihr dies Liebesopfer bringt, wird dereinst Euer großer Lohn sein."

„Ja, Herrin! bei Dir bleiben und von Dir lernen, wie wir Gott wohlgefällig dienen können — das mögten wir," sagte Agatha, die geschickteste von allen, die nicht blos wahre Kunstwerke von Stickereien, sondern auch die Zeichnungen dazu machte. Da sie nie irgend eine andere Arbeit verrichtet hatte, waren ihre Hände ungemein zart und weich, und ihre Gefährtinnen scherzten oft mit ihr über diese feinen Hände, um welche die Kaiserin sie beneiden könne. Auch Olympia sagte lächelnd:

„Ich fürchte nur, daß Deine schöne Hand etwas leiden wird bei der rauheren Arbeit."

„Und leidet nicht etwa Deine zarte Gesundheit?" rief Agatha gerührt.

„O ich!" sagte Olympia gleichgültig; — „von mir darf nie die Rede sein."

So lebte sie denn mit ihren ehemaligen Dienerinnen mehr als Mutter, denn als Herrin, in einer

Art von klösterlicher Genossenschaft, deren Beruf Werke der Nächstenliebe im weitesten Umfang waren.

Auch die größten Reichthümer können endlich erschöpft werden, wenn man sie verschwendet. Olympia war verschwenderisch mit ihren Spenden, die nur zu häufig mißbraucht wurden. Der Patriarch erfuhr es und rieth ihr, etwas vorsichtiger zu sein, nicht Leute zu unterstützen, die offenkundig in Sünde und Lastern lebten, und am wenigsten die umherschweifenden Mönche, die nur zur Plage und zum Aergerniß des christlichen Volkes ihre Klöster verließen. Jeden Rath des Patriarchen befolgte Olympia dankbar, weil sie für ihn von Ehrfurcht und Vertrauen, die sich auf seine Einsicht und seine Gewissenhaftigkeit gründeten, wie eine fromme Tochter für einen verehrten Vater durchdrungen war. Sie wurde vorsichtiger und mäßiger in ihren Almosen. Diese weise Beschränkung machten Diejenigen, welche sich unangenehm davon getroffen fühlten, dem Patriarchen abermals zum Verbrechen, indem sie behaupteten, er wolle mit Olympia's Einkünften unumschränkt schalten und walten. Und doch kam Alles, was dem Müßiggange entzogen wurde, der ächten Armuth zu gut! Täglich fanden sich um die Mittagstunde einige hundert Arme in einem Hinterhof des Pallastes ein, wo sie Speise empfingen; und diejenige Frau,

die einst Olympia's Diamanten in Obhut hatte, sorgte jetzt dafür, daß alle Näpfe und Schaalen den erwünschten Inhalt bekämen. Agatha verwaltete die Apotheke und bereitete pünktlich und vorsichtig die Arzeneien. Zu gewissen Stunden des Tages besuchte Olympia mit einigen Gefährtinnen die Hülfsbedürftigen in demjenigen Stadttheil, der ihr als Diaconissin zugewiesen war. Zu andern Stunden hatten die Nothleidenden Zutritt bei ihr, um ihre tausend Bitten, Klagen und Wünsche vorzubringen. Dann wieder widmete sie sich den Unheilbarkranken, deren Zahl sie im Spital ihres Pallastes verdreifacht hatte und deren Pflege einige besonders fromme, gottinnige Seelen mit ihr theilten. Diese beständige Kreuzigung der Natur, und einer so feinorganisirten, zarten Natur! durch Alles, was dem natürlichen Menschen durch und durch zuwider ist; — dieses täglich und stündlich sich erneuernde Opfer für alle Leiden, alles Elend, allen Jammer der Welt — dies große Schmerzensbild erhielt einen eigenthümlichen Zauber durch den Rahmen, der es umgab. Da war die Stadt und der Hof und das Leben in ihnen, so prunkvoll und üppig, so schwelgerisch und blendend — und nur Glanz und Reiz, Lockung und Genuß, wohin das Auge sich wendete — colossale Reichthümer, Ströme von Gold, feenhafte Naturschön-

heit, Zusammenfluß von Völkern, ausgezeichneten Persönlichkeiten, großen Interessen. Und in diesen Rahmen von Diamanten und Blumen stellte die Gnade eine junge, schöne, reiche Frau, die mit himmlischem Heldenmuth den Berauschungen der Weltherrlichkeit entsagte, weil ihre Seele höhere Ideale hatte.

Thörin! sprach die Welt — und spricht sie. Ja wohl, Thörin! aber selige Thörin des Kreuzes.

In ihre mühsame, erschöpfende Thätigkeit brachte Olympia einen belebenden Hauch durch ihre Richtung nach Oben. Keine Beleidigung, keine Kränkung, keine bittere Erfahrung, kein Undank konnte den stillen Frieden ihrer Seele trüben. Nur auf einem Punkt war sie verwundbar. Wie einem guten Kinde die Leiden der geliebten und verehrten Mutter tief zu Herzen gehen: so waren die Leiden der Kirche ein namenloser Schmerz für Olympia. Wie Eugraphia mit Haß und Widerwillen — sah Olympia mit Liebe und Frohlocken Chrysostomus in Constantinopel erscheinen, denn sie hoffte, er werde so manche Wunde heilen, die an dem mystischen Leibe der Kirche blutete; — und im Verlauf der Zeit dankte sie Gott, daß ihre Hoffnung glänzend in Erfüllung ging, obschon ihr das ränkevolle Treiben seiner Gegner keineswegs verborgen war.

Ein Paar stille einsame Stunden hielt sich Olympia täglich frei, um sich geistig durch ernste Lectüre zu erfrischen und körperlich bei einfacher Handarbeit, welche gesammelte Betrachtung zuließ, auszuruhen. Die heilige Schrift und deren Ausleger waren ihre gewöhnliche Lectüre, denn Gebet und fromme Betrachtung machten sie vertraut mit großen, erhabenen Gedanken. Die berühmten Bischöfe und Kirchenschriftsteller Gregor von Nazianz und Gregor von Nyssa schrieben für sie — dieser eine Auslegung des Hohen Liedes; jener eine Schrift voll weiser Rathschläge bei dem Eintritt einer jungen Frau in die Ehe und in die Welt. Der Geist dieser großen, heiligen Männer war nicht zu hoch für Olympia, und der Gegensatz ihrer seltenen geistigen Vorzüge mit dem unscheinbaren Leben, worin sie dieselben verschleierte, erhöhte das Interesse der Zeitgenossen für die herrliche Frau.

Jetzt eben war Pentadia bei ihr, an der Olympia nicht blos eine Gefährtin als Diaconissin, sondern eine gleichgesinnte Freundin besaß. Sie befanden sich in dem kleinen, ärmlichen Zimmer, das Olympia im Pallast ihrer Väter bewohnte, und obschon in lebhaftem Gespräch, war ihre Hand doch mit Nadelwerk beschäftigt.

„Hat sich die Augusta bis zu dem Punkt

gegen den Patriarchen einnehmen lassen, daß sie die Beschwerden gern hört, welche der unkirchlich gesinnte Theil des hohen und niedern Clerus gegen ihn führt, so stehen uns schmerzliche Kämpfe bevor," sagte Olympia; — „und ich fürchte sie."

„Kampf ist ja das Element der christlichen Seele; und eine stets gewaffnete Heldin wie Du sollte ihn fürchten?" entgegnete Pentadia.

„O ja, ja! ich fürchte ihn sehr!" rief Olympia. „Ich fürchte die Wunden, welche viele, viele Seelen erhalten, wenn sie schwach im Glauben werden sollten. Unzählige Menschen sind so beschaffen, daß sie die Vollkommenheit, zu der sie selbst sich nicht heranbilden können noch wollen, doch als ein nothwendiges Attribut bei Andern suchen und sich verstimmen lassen gegen Christenthum und Kirche, wenn sie bei deren hervorragenden Trägern Fehler finden oder zu finden wähnen. Und abermals unzählige Menschen stimmen ihr Urtheil über geistliche Dinge und kirchliche Angelegenheiten nach demjenigen Ton, den die Mächtigen der Welt angeben. All diese Schwäche und Verkehrtheit beschädigt den mystischen Leib des Herrn furchtbar — und das Haupt leidet immer von Neuem den Verrath des Judas und die Verleugnung des Petrus. O Pentadia! es gehört ein himmlischer Starkmuth dazu, um mit

stiller, ungebeugter Seele diese Wunden bluten... und den Kampf hereinbrechen zu sehen, der sie schlägt."

„Aber dieser Kampf besteht ja immer, wenn auch minder offenkundig und allgemein," entgegnete Pentadia. „Weltliebe und Selbstsucht sind die gefährlichen Vipern, über denen jeder Fuß hinwegschreiten muß, während ihr Gift nach jedem Herzen zielt. Da kann es denn nicht fehlen, daß hie und da Giftgeschwüre aufbrechen und häßlich zum Vorschein kommen. Allein die kranken Glieder genesen auch wieder — und dann wird der Körper kräftiger, als er war, bevor er den schlimmen Stoff ausgeschieden hatte."

„Du bist eine christliche Heldin!" rief Olympia.

„Ich habe die längere Erfahrung, die zwanzig Jahre, welche ich vor Dir voraus habe, geben," sagte Pentadia sanft. „Ich habe die schrecklichen Tage des Kaiser Valens durchgemacht.... und sie sind vorüber."

„Aber sie müssen furchtbar gewesen sein!"

„Die Schrift spricht von dem „Sohn der Bosheit;" — erwiederte Pentadia; — „so kam Kaiser Valens mir vor. Das römische Reich ist die Welt; — und die Welt hatte nur einen Kaiser; — und dieser Kaiser war er; — und er war Arianer; — und als solcher maßte er sich die Herrschaft über die Kirche an und setzte nach Gut-

dünken Bischöfe, Genossen oder Schmeichler seines Irrthums, in zahllosen Kirchen des Morgenlandes ein. Hier in Constantinopel kam es so weit, daß die Katholiken nicht ein einziges Gotteshaus besaßen; allein wir hielten an dem Worte fest, welches damals der große Athanasius zu den Katholiken von Alexandrien bei derselben Veranlassung sprach: „Seid getrost! die Arianer haben die katholischen Kirchen, aber ihr habt den katholischen Glauben.“ Und siehe! der Sohn der Bosheit war ein sterblicher Mensch, wie wir Alle! Theodosius kam. Der Arianismus wich und sank; die Kirche wurde gehoben und geschützt, wie sie das von einem christlichen Kaiser zu fordern hat. Aber ach! zugleich machte sich ein gewisser kaiserlicher Einfluß geltend, der dem Reiche Christi nicht förderlich ist — und die Kämpfe, denen wir jetzt beklommen entgegen sehen, sind die Folge jener weltlichen Ueberflutung des geistlichen Gebietes. Die irdischen Elemente haben sich darauf angesiedelt und wollen nicht gutwillig den himmlischen weichen.“

„Und um ihren Platz zu behaupten, werden sie den Patriarchen zu kreuzigen suchen . . . . wenn auch nicht leiblicher Weise . . . . und vielleicht auch das!“ rief Olympia.

„Er hat die Martyrerseele dazu,“ sagte Pentadia, „und mehr als ihn beklage ich die Kaiserin,

wenn sie wirklich den Gegnern freien Spielraum wider ihn läßt, denn sie würde weit vom rechten Wege abkommen. Der Bischof Severian von Gabala, dem sie großes Vertrauen schenkt, würde es nur benutzen, um durch sie auf den Patriarchensitz zu gelangen."

„Und das hieße die Tage des Kaiser Valens zurückführen," setzte Olympia hinzu, „wenn auch nicht gerade durch den Arianismus. Denn ohne dem Irrglauben zu huldigen, kann man doch in seine Fußstapfen treten."

„Gott erleuchte die Kaiserin! ihre Umgebung verwirrt ihr Urtheil, indem sie ihre Einsicht durch tausend Unwahrheiten verfinstert. Jedes Wort der Rüge, das der Patriarch spricht, wird der Kaiserin hinterbracht und so gedeutet, als sei es unmittelbar gegen sie gesprochen. Da ihr Gewissen ihr sicher manchen Vorwurf macht, den sie überhört, so reizt es sie doppelt, daß ein Anderer ihr Vorwürfe machen will, ... und daß sie, möge es seine Absicht sein oder nicht! möge sie wollen oder nicht! — sich tief getroffen fühlt."

„Ob Amantius noch in ihrer Gnade ist?" fragte Olympia.

„Gewiß! er war vor einigen Tagen bei Nicarete, brachte ihr eine milde Gabe von der Kaiserin und bat die fromme Jungfrau, für Eudoxia zu beten."

„O!“ rief Olympia, „Amantius und Nicarete sind zwei gute Verbündete ihres heiligen Schutzengels; sind personifizirt die thätige Liebe und die beschauliche Liebe! So lange die Kaiserin ihnen gewogen bleibt, wird sie hoffentlich der Wahrheit zugänglich bleiben.“

„Da, wo nicht Grundsätze, sondern Affecte und Leidenschaften herrschen, gibt es oft unbegreifliche Widersprüche,“ erwiederte Pentadia.

„Aber was kann man denn eigentlich mit Grund dem Patriarchen vorwerfen? .... das ist schwer zu begreifen!“ sagte Olympia sinnend.

„Was warfen die Arianer dem großen Athanasius vor? ... Nichts! — Aber er war ihnen im Wege und darum mußte er ihnen weichen.“

„Ja, das ist's!“ sagte Olympia; — „die Tragödie von Golgatha zieht sich durch die ganze Geschichte der Kirche hindurch. Was konnten die Pharisäer dem Herrn vorwerfen? ... Nichts. Aber sie haßten ihn, weil ihre Werke der Finsterniß sein Licht fürchteten. O Pentadia! wie göttlich muß der christliche Glaube sein, der fort und fort Männer bildet, welche so gut, so groß, so heilig sind, daß die Bösen, durch den characteristischen Haß der Sünde gegen die Tugend, sich gedrängt fühlen, sie zu hassen.“